

Kirche und Heimat

Die katholische Vertriebenen-
und Aussiedlerseelsorge in Deutschland



Deutsche Staatsgebiete und deutsche Siedlungsgebiete



KARTE NACH: BAYERISCHES STAATSMINISTERIUM FÜR ARBEIT UND SOZIALORDNUNG

- Bestehende deutsche Sprachgebiete und Volksgruppen
- Nur noch Reste der deutschen Bevölkerung vorhanden
- Vollständig vertriebene deutsche Volksgruppen

Kirche und Heimat

**Die katholische Vertriebenen- und
Aussiedlerseelsorge in Deutschland**

29. Januar 1999

**Herausgeber:
Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz
Kaiserstraße 163, 53113 Bonn**

Inhalt

Vorwort	5
Die Kirche inmitten von Vertreibungsschicksal und Flüchtlingseleid....	7
Entwicklung der Vertriebenenseelsorge in der Katholischen Kirche der Bundesrepublik Deutschland.....	11
Seelsorge für Heimatvertriebene in der ehemaligen DDR	26
Die Vertriebenen- und Aussiedlerseelsorge der Deutschen Bischofskonferenz.....	33
Herkunftsgebiete der Heimatvertriebenen	
Branitz	36
Breslau	38
Ermland	40
Grafschaft Glatz.....	42
Freie Prälatur Schneidemühl in der Grenzmark Posen-Westpreußen	44
Danzig	46
Donauschwaben	48
Rußlanddeutsche – Deutsche aus Rußland – Aussiedler	51
Sudetendeutsche	53
Karpatendeutsche	55
Die Vertriebenenbischöfe	57
Liste der Visitatoren und Beauftragten	57
Statistische Angaben	59
Bibliographie	61

Vorwort

Die Heimatvertriebenenenseelsorge gehört seit Kriegsende zu den grundlegenden Aufgabengebieten der Pastoral in den Bistümern und auf der überdiözesanen Ebene. Wenn auch die Personen gewechselt haben, so haben sich doch die Formen recht gut bewährt.

Eine einschneidendere Änderung gab es, als mit Beginn der Gültigkeit des überarbeiteten und vom Heiligen Stuhl approbierten Statuts der Deutschen Bischofskonferenz (10.08.1998) die Apostolischen Visitatoren für Breslau, Ermoland sowie Schneidemühl und die Kanonischen Visitatoren für Branitz und Glatz nicht mehr Mitglieder waren und aus der Deutschen Bischofskonferenz ausschieden (endgültig mit Wirkung zum 31.12.1998). Der Heilige Stuhl glaubte, daß diese seit 1972 bestehende Mitgliedschaft nach der auch völkerrechtlichen Klärung der Grenzfragen und der kirchlichen Neuordnung im Osten Deutschlands nicht mehr angebracht sei.

Zugleich war damit aber auch die Überzeugung der deutschen Bischöfe verbunden, diese Maßnahme, die zu Enttäuschungen, aber auch zu Mißverständnissen geführt hat, dürfe in keiner Weise auch nur den Anschein einer Minderung der Heimatvertriebenenenseelsorge erzeugen. Deshalb war es das Bestreben der Deutschen Bischofskonferenz, vor dem Ausscheiden der Visitatoren mit diesen und dem zuständigen Bischof die Ordnung der Vertriebenenenseelsorge zu überprüfen und die Strukturen zu überdenken. Dies geschah zwischen Februar und November 1998 in zahlreichen intensiven Sitzungen einer Arbeitsgruppe unter der Leitung des Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz. Die Vollversammlung und der Ständige Rat haben sich im Herbst 1998 die Empfehlungen dieser Arbeitsgruppe zu eigen gemacht und auch den Auftrag erteilt, die Ergebnisse dieser Bemühungen einer größeren Öffentlichkeit mitzuteilen und zugleich das Wirken der Heimatvertriebenenenseelsorge und besonders der Apostolischen und Kanonischen Visitatoren zu würdigen.

Nach Abschluß der Beratungen hat die Pressestelle des Sekretariates der Deutschen Bischofskonferenz unter Mitwirkung der Visitatoren die Herausgabe dieser Informationsschrift vorbereitet. Ich danke Herrn Weihbischof Gerhard Pieschl, Beauftragter der Deutschen Bischofskonferenz für Flüchtlings- und Vertriebenenenseelsorge, den Visitatoren sowie allen Autoren. Den Visitatoren danke ich auch an dieser Stelle nochmals für ihre loyale, gewinnbringende und konstruktive Mitarbeit in der Deutschen Bischofskonferenz.

Möge diese Schrift eine Hilfe sein zur Information und Würdigung der Heimatvertriebenenenseelsorge in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

Bonn/Mainz, im Januar 1999

Bischof Karl Lehmann
Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz

Die Kirche inmitten von Vertreibungsschicksal und Flüchtlingseleid

Kleiner Versuch einer Würdigung der Heimatvertriebenenenseelsorge

Bischof Prof. Dr. Karl Lehmann

Schon lange erblickt man in den vielen Schicksalen von Vertreibung und Flucht ein besonderes Kennzeichen unseres Jahrhunderts. Schon vor dem Ersten Weltkrieg gab es während der Balkankriege Massenvertreibungen und Umsiedlungen. In den zwanziger Jahren gab es einen zwangsweisen Bevölkerungsaustausch, der fast zwei Millionen Griechen und Türken betraf. Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts entwickelte sich in Europa ein ideologischer Nationalismus, dem die Deckungsgleichheit von Staat und Staatsvolk vorschwebte. Es kam nicht nur zu rigorosen Assimilierungszwängen in Ost- und Mitteleuropa, sondern es gab auch mit unmenschlichen Mitteln durchgeführte Aus- und Umsiedlungen. Der erste Generalsekretär des Lutherischen Weltbundes, Dr. S. C. Michelfelder, sagte: *„Es hat wohl seit den Tagen Alarichs und Attilas in Europa keine Völkerwanderung solchen phantastischen Ausmaßes gegeben, wie sie das 20. Jahrhundert erlebte.“* Viele Vertreibungen häuften sich. Der Blick ist in der Zwischenzeit noch weiter geworden und umfaßt alle Formen der Wanderungen, die Menschen zwingen, ihre Heimat zu verlassen. Darum sprechen wir in einer Art Zusammenfassung dieser sehr vielfältigen Wanderungsbewegungen von „Migration“ und geradezu von einem „globalen Marsch“.

Vergessene Vertreibung

Vor allem auch durch die Problematik der Asylgewährung sind die wirtschaftlichen Nöte und die Menschenrechtsverletzungen, nicht zuletzt über die modernen Medien, jedem bekannt. Vertreibungsschicksal und Flüchtlingseleid sind nicht nur zu einem Kennzeichen des 20. Jahrhunderts, sondern auch zu einem Weltproblem geworden. Vor diesem Hintergrund sprechen wir gut 50 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges relativ wenig von den Vertreibungen, welche vor allem die deutsche Bevölkerung in den Ostgebieten erleiden mußte. Die erstaunlich rasche Eingliederung dieser großen Bevölkerungsgruppen – man spricht von 12-15 Millionen Flüchtlingen – hat vielleicht manches Leid zu schnell vergessen lassen, das heute noch viele Menschen bewegt. Der Verlust der Heimat hat tiefere Wunden geschlagen, als den allermeisten bewußt ist. Seitdem wir in den letzten Jahren wieder deutlicher den Rang von Heimat für das menschliche Leben und besonders auch das Kirche-

sein entdeckt haben, können wir vielleicht besser als früher den tiefgreifenden, nicht nur emotionalen Verlust von Beheimatung ermessen. Dies gilt gerade auch für diejenigen aus den jüngeren Generationen oder aus dem Westen unseres Landes, die dieses Schicksal nicht am eigenen Leib erfahren haben.

Verzicht auf Rache und Vergeltung

Die historische Leistung der Heimatvertriebenen scheint mir darum auch noch lange nicht genügend gewürdigt zu sein. So gehört nach meinem Empfinden die „Charta der Heimatvertriebenen“ vom 5. August 1950, das Grundgesetz der Vertriebenen, zu den bedeutsamsten Dokumenten der Nachkriegszeit. Der Kernsatz lautet: *„Wir Heimatvertriebenen verzichten auf Rache und Vergeltung. Dieser Entschluß ist uns ernst und heilig im Gedanken an das unendliche Leid, welches im besonderen das letzte Jahrzehnt über die Menschheit gebracht hat.“* Niemand hat die Heimatvertriebenen zu einem solchen Verzicht aufgefordert oder gar gezwungen. Es war ihr freier Wille, dies verbindlich für die Gemeinschaft der deutschen Vertriebenen zu sagen. Es ist in der damaligen Situation kaum zu überschätzen, daß eine Gruppe besonders schwer vom Schicksal der Vertreibung betroffener Menschen, die das Unrecht oft mehrfach bitter erfahren und tragen mußten, aus dem Teufelskreis von Schuld und Vergeltung ausbrach. Es war eine kritische Stunde, denn die Verzweiflung der Vertriebenen war an einem Siedepunkt angekommen. Ruhe und Ordnung wurden unter einer dünnen Decke gewahrt. Die überwiegende Zahl der Vertriebenen wohnte noch in Notunterkünften, hauste in Lagern, ein Drittel der Arbeitsfähigen hatte keine Arbeit. Dennoch ist es gelungen, die Charta in einer in Stil und Inhalt so maßvollen Sprache abzufassen und zu veröffentlichen. Das unendliche Leid, aus dem die Charta geboren war, ist ebenso unübersehbar wie die sittliche Kraft, der Verzweiflung und der Überwältigung durch die Not zu wehren.

Christlicher Geist der Versöhnung

Dieser Verzicht auf Rache und Vergeltung entspricht nicht nur einer hohen Ethik. Es gibt zahlreiche Dokumente, die zeigen, daß neben den natürlichen Vernunftgründen und den politischen Motiven auch religiöse Ursachen eine entscheidende Rolle spielten. Immer wieder hat man sich an den Bibelworten orientiert, die den Verzicht auf Vergeltung zum Ausdruck brachten. So schrieb P. Paulus Sladek im Jahre 1948: *„Die Welt wird nur besser, wenn du besser wirst. Wir müssen immer bei uns selbst anfangen . . . Wenn wir gegen Haß und Rache auftreten, wollen wir die berechnete Forderung nach Gerechtigkeit und Wiedergutmachung nicht fallenlassen . . . Wir müssen uns (aber) bei der Gel-*

tendmachung unseres Rechtes und der Durchsetzung der Gerechtigkeit immer bemühen, daß wir nicht von neuem Unrecht tun. Wer Haß und Rache im Herzen trägt, tut aber immer Unrecht, weil er blind ist für die Gerechtigkeit.“ Unzählige Bischöfe, Priester, Ordensangehörige und nicht zuletzt Laien haben aus christlicher Überzeugung in den Jahren von 1945 bis heute in dieser Hinsicht die Feindesliebe beschworen. Wahrscheinlich wäre die Bundesrepublik Deutschland nie das geworden, was sie ist, wenn die Heimatvertriebenen sich in jenen Jahren nicht an ihr Aktionsprogramm „Nicht Rache, nicht Vergeltung“ gehalten hätten. Sie haben durch die Bereitschaft zu diesem Verzicht der Eingliederung und dem Wiederaufbau den größten Dienst geleistet.

Die Begleitung der Kirche

Die Kirchen haben die Vertriebenen auf ihren Flüchtlingswegen begleitet. Viele Pfarrer, die selber für keine Familie sorgen mußten, sind unentwegt an der Seite ihrer vertriebenen Pfarrmitglieder geblieben. Nicht selten haben ganze Gemeinden oder wenigstens Gemeinschaften in einer manchmal wenig freundlichen Umwelt ein neues Zuhause gesucht und gefunden. Wenn man heute noch die Neusiedlung der Heimatvertriebenen genauer betrachtet, spürt man an vielen Orten, wie die erneute kirchliche Verwurzelung eine erste Heimat geboten hat. In vielen Gemeinden haben die Vertriebenen fast als erstes mit ihren eigenen Händen kleine Kapellen und Kirchen gebaut. Es läßt sich wohl nie ermessen, wie viel Kraft die Heimatvertriebenen mitten im Elend und in der Verzweiflung aus ihrem unerschütterlichen christlichen Glauben und ihrer nicht versiegenden Hoffnung geschöpft haben.

Die Organisation der Heimatvertriebenenenseelsorge

Dies gilt auch für die Organisation der Seelsorge für die Heimatvertriebenen. Prälat Albert Büttner hat als erster die Flüchtlings- und Vertriebenenenseelsorge bestellt und mit der Errichtung der „Kirchlichen Hilfsstelle“ die Grundlagen der Vertriebenenarbeit gelegt. 1946 beauftragte Papst Pius XII. den Bischof von Ermland, Maximilian Kaller, mit der katholischen Vertriebenenenseelsorge. Ein Unmaß von Konferenzen, Lagerbesuchen, Treffen und Wallfahrten beanspruchten ihn. Gemeinsam mit Prälat Albert Büttner und Prof. Dr. Adolf Kindermann gründete er die „Königsteiner Anstalten“ mit einer Theologischen Hochschule und einer Schule. Diese Anfänge wurden nach mehreren Dimensionen entfaltet: Am Anfang ging es um das nackte Überleben, um Nahrung und Kleidung, Arbeit und Wohnung. Die wirtschaftliche Eingliederung hat sich verhältnismäßig schnell vollzogen. Es war nicht verwunderlich, daß es mit der gesellschaftlichen Integration und auch der kirchlichen Beheimatung nicht so

leicht war. Die eigentliche Eingliederung brauchte Zeit. Mehr und mehr gelang auch die tiefere Auseinandersetzung mit den Ursachen der Vertreibung und mit der in der Heimat herrschenden Ideologie. Schließlich gab es langsam wieder Besuche in der angestammten Heimat und eine bis heute noch nicht genügend gewürdigte Hilfsbereitschaft vieler Heimatvertriebenen beim Wiederaufbau und bei der Erneuerung vor allem von Kirchen. Hier gab es längst schon Ansätze zur Aussöhnung, bevor es Aufrufe und Verträge in dieser Richtung gab.

Bleibende Sorge der Deutschen Bischofskonferenz

Die katholische Kirche in Deutschland hat auf vielen Ebenen diese geistige und ethische Haltung gefördert. Die Bistümer haben eine Vertriebenenseelsorge eingerichtet, die Bischofskonferenz hat immer wieder einen Bischof für die Heimatvertriebenen bestellt und verschiedene Arbeitsstellen zur institutionellen Erleichterung der Hilfe geschaffen. Die einzelnen landsmannschaftlichen Verbände haben ihrerseits durch jährliche Treffen, Gottesdienste, Wallfahrten und Pflege des Brauchtums nicht nur die Erinnerung an die Heimat wachgehalten, sondern die Menschen immer wieder zu einem Geist des Ausgleichs und der Versöhnung geführt. Einen sichtbaren Ausdruck fand diese Sorge auch nach der Ratifizierung der Ostverträge und der Einleitung kirchlicher Maßnahmen im Jahr 1972. Der Heilige Stuhl hat Apostolische Visitatoren für Klerus und Gläubige bestellt. Diese Apostolischen Visitatoren und die von der Deutschen Bischofskonferenz bestellten Kanonischen Visitatoren wurden Mitglieder der Deutschen Bischofskonferenz und konnten so ihre Erfahrungen, Anliegen und Wünsche unmittelbar in die Gremien der Deutschen Bischofskonferenz einbringen.

50 Jahre nach der Vertreibung hat der Heilige Stuhl diese Ausnahmeregelungen nicht mehr fortführen wollen. Die Deutsche Bischofskonferenz hat jedoch mit dem Ausscheiden der Visitatoren die Gelegenheit ergriffen, die Heimatvertriebenenseelsorge zu intensivieren und neu zu strukturieren. Dabei sollte Bewährtes überprüft und vertieft, aber auch Neues erprobt werden. Denn die Aufgabe der Heimatvertriebenenseelsorge ist nicht geringer geworden. Die gefährlichen Nationalismen sind noch längst nicht tot, im Gegenteil: Sie tauchen immer wieder auf. Das neue Europa braucht weitere Bemühungen, um alte Gräben zuzuschütten und die begangenen Wege der Versöhnung noch verlässlicher zu machen. In diesem Sinne versteht die Deutsche Bischofskonferenz die Neuordnung der Heimatvertriebenenseelsorge.

Entwicklung der Vertriebenenseelsorge in der Katholischen Kirche der Bundesrepublik Deutschland

Weihbischof Gerhard Pieschl

Jedwede Seelsorge ist die Antwort des Glaubens auf die Nöte und Gefährdungen, die Freude und die Hoffnung im Leben der Menschen ihrer Zeit.

Dabei findet die Seelsorge zwei Vorgaben vor: einmal das in Jesus Christus erwirkte Heil, das sie den Menschen zu vermitteln hat in Gottesdienst (Liturgia), Zeugnis (Martyria) und Bruderdienst (Diakonia), ihren Inhalt also – und zum andern den Ort und die Situation, wo sie konkret wird, sich spezifiziert und ihren Heildienst umzusetzen versucht.

So ergab sich für die Katholische Kirche in Deutschland nach der Katastrophe des Krieges und des totalen Zusammenbruches 1945 die Notwendigkeit, für die in den Westen flutenden Millionen von Flüchtlingen und Heimatvertriebenen eine besondere Seelsorge für die spezifische Lebenssituation dieser Menschen – die Flüchtlings- und Vertriebenenseelsorge – einzurichten.

1. Zeitliche Abläufe in der Vertriebenenseelsorge

Im Blick zurück läßt sich diese Seelsorge in drei ineinander übergehende und sich durchdringende Phasen beschreiben.

Zunächst ging es um das nackte Leben: um Nahrung, ein Dach über dem Kopf, um das Suchen und Finden der versprengten Überlebenden, um Arbeit, um das Lebensnotwendigste: *die caritative Phase*. Viele haben die Monate von Flucht und Vertreibung und erster Aufnahme nicht überlebt.

Die zweite Phase war die *Eingliederungsphase*. Nachdem die allernötigsten Existenzgrundlagen geschaffen waren, folgte bald das Bemühen um die wirtschaftliche, kulturellgesellschaftliche und auch kirchliche Eingliederung. Wirtschaftlich ging das verhältnismäßig schnell, gesellschaftlich und kirchlich langsamer.

Über das Schicksal des einzelnen Vertriebenen hinaus führt die dritte Phase, die der *geistigen Auseinandersetzung* mit den großen Zusammenhängen von Schuld und Unschuld, von Leid und seinem Sinn oder Unsinn. Es geht um die weltgeschichtlichen Verstrickungen und Ballungen. Als zu allererst Betroffene setzten sich die Heimatvertriebenen mit Nationalismus, Nationalsozialismus, Kommunismus und Atheismus und den Folgen auseinander, traten für die

Einhaltung der unveräußerlichen Menschenrechte für sich und andere ein, übernahmen vor allem die Sorge für die verfolgte Kirche im Osten. Das markanteste Zeugnis dafür ist der zum ersten Mal im Jahr 1951 im holländischen Hilversum veranstaltete *Kongreß ‚Kirche in Not‘* zum Thema: „Die religiöse Not der Vertreibung“ und seine lückenlose jährliche Weiterführung in Königstein im „Vaterhaus der Heimatvertriebenen“.

Die Phase der geistigen Auseinandersetzung mit dem Vertreibungsgeschehen ist nicht abgeschlossen. Sie wird fortgeführt durch neue Entwicklungen wie etwa die neue Situation nach dem Zusammenbruch des staatlichen Kommunismus, die nun eher mögliche Auseinandersetzung mit der Vertreibung in den Vertreiberländern oder aber durch die bei uns noch auf Jahre hin zu erwartende große Zahl der Aussiedler. Auch das Schicksal dieser Menschen ist im Zusammenhang mit dem verlorenen Krieg und der Vertreibung der Deutschen zu sehen. Es wiederholen sich nicht nur die dargelegten Phasen der Vertriebenen-seelsorge – wenn auch nicht in der alten Schärfe –, sondern sie werden auch ergänzt durch die Aufgabe, das Vertreibungsschicksal philosophisch-theologisch aufzuarbeiten.

Es geht um die *Deutung des Vertriebenenschicksals* als Heilsgeschichte und um die Frage, was die Kirche zur Beheimatung des heutigen Menschen zu leisten vermag. Zunehmend erwarten auch Menschen in den Vertreiberländern ein Wort zur Vertreibung der Deutschen, von ihrer eigenen Regierung und von den Heimatvertriebenen. Dies ist ein schwieriger Prozeß, der mit großer Sensibilität allen Betroffenen gegenüber begleitet werden muß. Die Zukunft wird zeigen, wie notwendig die Vertriebenen-seelsorge sein wird auf diesem Weg des Verständigens, Versöhnens und Neugestaltens.

2. Die Anfänge der Vertriebenen-seelsorge

Mit den Heimatvertriebenen kamen auch Priester und Theologiestudenten in das westliche Deutschland. Sie sind mit vertrieben worden und haben die Menschen als Seelsorger auf ihrem Weg in die neue Heimat begleitet und in allem ihr Schicksal geteilt.

Da war es für den kirchlichen Zusammenhalt, die caritative und pastorale Betreuung der Heimatvertriebenen aus dem Osten und aus dem Sudetenland von ausschlaggebender Bedeutung, daß Papst Pius XII. mit Schreiben vom 24. Juni 1946 den Bischof von Ermland, Maximilian Kaller, für alle, gleich aus welchem Bistum sie kamen, zum Vertriebenenbischof bestellte.

Der Brief, der den päpstlichen Auftrag für die Vertriebenenseelsorge ausspricht, lautet:

„Unserem ehrwürdigen Bruder Maximilian Kaller, Bischof von Ermland!

Der Ausgang des Krieges und die Nachkriegszeit haben Sie, ehrwürdiger Bruder, und Ihre Diözesanen überaus schwer getroffen. Wir brauchen Ihnen nicht zu sagen, wie sehr Wir mit Ihnen allen mitempfinden und wie gerne Wir zu Hilfe gekommen wären, wenn die Abschnürung des deutschen Ostens und die Verschllossenheit der dortigen gegenwärtigen Machthaber dem Heiligen Stuhl gegenüber Uns nicht der Möglichkeiten dazu beinahe vollständig beraubt hätten.

Der Druck der Verhältnisse hat für die ostdeutschen Gebiete eine vorläufige Regelung der kirchlichen Verwaltung erzwungen, die eine Fortführung Ihrer Bischöflichen Amtstätigkeit ausschließt, ganz abgesehen davon, daß Ihre noch von den deutschen Behörden verfügte gewaltsame Wegführung aus Ihrer Diözese und die dann einsetzenden erschütternden Vorgänge in Ostpreußen Ihnen eine Wiederaufnahme Ihrer Bischöflichen Wirksamkeit sowieso unmöglich gemacht haben würden.

Wenn Wir alles dieses mit Ihnen tief bedauern, so sind Sie, ehrwürdiger Bruder, andererseits durch die Lage der Dinge frei für eine Sonderaufgabe, deretwegen Wir mit diesem Schreiben an Sie herantreten und die Uns augenblicklich noch wichtiger erscheint als die geplante Mission unter den deutschen Kriegsgefangenen in Frankreich.

Es handelt sich um die Betreuung der katholischen Ostflüchtlinge. Nicht als ob eine quer über die deutschen Diözesen sich erstreckende Sonderseelsorge mit eigener Jurisdiktion für sie geschaffen werden sollte. Sie werden vielmehr am Ort Ihrer Unterkunft von der zuständigen Pfarrei und Diözese von selbst erfaßt werden, und Wir hören zu Unserem großen Trost, daß sich die Bischöfe und Priester der Auffangdiözesen alle erdenkliche Mühe geben, um ihrer Aufgabe an den neu hinzugekommenen Gläubigen gerecht zu werden.

Indes ist ein Sonderamt, das zwischen den Ostflüchtlingen und den Ordinariaten der Auffanggebiete vermittelt, doch wohl notwendig, wenigstens für die erste Zeit. Der Gegenstand der Obsorge dieses Sonderamtes wäre vor allem der aus den verlassenen Ostgebieten nach dem deutschen Westen und Süden kommende Klerus, seine Erfassung und seine Verteilung in die Auffangdiözesen, sodann die Sorge für die unter den Ostflüchtlingen sich findenden Priesterberufe, falls sie nicht ohne weiteres in die kirchlichen Priesterbildungsanstalten der Auffangdiözesen aufgenommen werden; endlich wird – besonders in den Fällen, wo katholische Ostflüchtlinge an Orten Unterkunft finden, an denen bis dahin weder eine katholische Kirche noch ein Priester waren – eine Reihe von seelsorglichen und caritativen Fragen auftauchen, die eine beson-

dere Vermittlung zwischen den Angekommenen und dem Ordinarius loci wünschenswert, wenn nicht notwendig machen.

Dieses Sonderamt wollten Wir Ihnen, ehrwürdiger Bruder, anvertrauen. Sie kennen Klerus und Gläubige des katholischen deutschen Ostens von Ihrer schlesischen Heimat her wie aus Ihrer jahrzehntelangen Wirksamkeit in Berlin, in der Prälatur Schneidemühl und in der Diözese Ermland. Dies und Ihr erprobter Eifer in Seelsorgefragen, Ihre guten Beziehungen zu den anderen deutschen Oberhirten und Ihre Erfahrung in den Arbeiten der Fuldaer Bischofskonferenz lassen Sie dafür besonders geeignet erscheinen. Die Kirchliche Hilfsstelle, mit deren Führung Msgr. Albert Büttner betraut ist, würde Ihrer Oberleitung unterstehen. Wenn Sie zu der Übernahme dieser Arbeit bereit sind, würden Wir Sie bitten, dies umgehend Unserem Vertreter in Deutschland mitzuteilen und sich dann mit dem Kardinalerzbischof von Köln als dem Leiter der Fuldaer Bischofskonferenz ins Benehmen zu setzen, damit Sie womöglich schon auf der nächsten Zusammenkunft der deutschen Bischöfe in Fulda, die Sache der Ostflüchtlinge vertreten.

Wir begleiten Ihr Wirken, ehrwürdiger Bruder, mit innigen Wünschen und erteilen als Unterpfand der reichsten Erbarmungen Gottes Ihnen, Ihren Diözesanen und allen, denen Ihre Sorge gilt, in väterlicher Liebe den Apostolischen Segen.

Aus dem Vatikan, den 24. Juni 1946

Pius pp. XII. “

In dem Limburger Priester Albert Büttner fand Bischof Kaller einen hochqualifizierten und als Leiter des Reichsverbandes für das katholische Deutschtum im Ausland erfahrenen Mitarbeiter. Als erste Maßnahme zur Bewältigung der Not hat Prälat Albert Büttner – zunächst aus eigener Initiative, später von der Fuldaer Bischofskonferenz für die Flüchtlings- und Vertriebenenseelsorge bestellt – die „Kirchliche Hilfsstelle“ eingerichtet. Er war es auch, der die ersten Verhandlungen zum Erwerb der Königsteiner Anstalten führte, um den heimatvertriebenen Theologiestudenten das Studium zu ermöglichen. Büttners Sorge galt vor allem gemäß dem päpstlichen Auftrag den Flüchtlingsgeistlichen, ihrer Erfassung, ihrer Verteilung in die Auffangdiözesen, sodann den unter den Flüchtlingen sich befindenden Priesterberufen und einer Reihe von seelsorglichen und caritativen Maßnahmen, besonders für jene Vertriebenen, die in die Diaspora kamen.

Für diese Arbeit hatte Bischof Kaller Prof. Dr. Kindermann, den Rektor des deutschen Priesterseminars in Prag, nach Königstein berufen und ihn mit der Durchführung dieser Aufgaben betraut. Es galt festzustellen, wo die bereits angekommenen Priester Aufnahme gefunden hatten und die Neuhinzugekommenen den Bedürfnissen der Seelsorge entsprechend eingewiesen werden soll-

ten. Dieses Sonderamt bekam den Namen „*Priesterreferat*“, den es bis heute beibehalten hat.

Der 8. *Königsteiner Schematismus* vom 1. April 1988 führt die Namen von 3.192 heimatvertriebenen Priestern auf, die sich in den Diözesen der Bundesrepublik Deutschlands, Österreichs und der DDR befinden.

Nach dem Tod von Bischof Maximilian Kaller am 7. Juli 1947 übernahm der Bischof von Limburg, Ferdinand Dirichs, im gleichen Jahr das Amt des Vertriebenenbischofs, für das er von Papst Pius XII. berufen wurde.

Die Aktivitäten der Vertriebenen im Frankfurter Raum waren schon besonders stark und konzentrierten sich durch Prälat Büttner, P. Werenfried van Straaten und Prof. Dr. Adolf Kindermann besonders in und um Königstein. So lag es nahe, den zuständigen Diözesanbischof von Limburg für den Vertriebenenbereich zu beauftragen. Bischof Ferdinand Dirichs war aber nur eine kurze Amtszeit vergönnt. Er verunglückte tödlich am 27. Dezember 1948 auf der Autobahn unweit von Königstein.

In seiner Amtszeit wurde der Vorsitzende der Fuldaer Bischofskonferenz, Joseph Kardinal Frings, zum „Hohen Protektor für das gesamte Flüchtlingsproblem in Deutschland“ bestellt. Damit wurde diese Aufgabe noch stärker in die Arbeit der Bischofskonferenz einbezogen. Die Beauftragten der Deutschen Bischofskonferenz für Flüchtlings- und Vertriebenenseelsorge bestellte die Deutsche Bischofskonferenz von nun an selbst.

1949 wurde Prälat Dr. Franziskus Hartz – bis zur Vertreibung Oberhirte der Freien Prälatur Schneidemühl und Mitglied der Fuldaer Bischofskonferenz – zum Beauftragten für die Vertriebenenseelsorge ernannt. Bis zu seinem Tod am 15. Februar 1953 übte er sein Amt aus.

Im August 1953 ernannte die Fuldaer Bischofskonferenz den Bischof von Würzburg, Dr. Julius Döpfner, zum Beauftragten der Deutschen Bischofskonferenz für Flüchtlings- und Vertriebenenseelsorge. Als dieser 1957 zum Bischof von Berlin berufen wurde, ernannte die Bischofskonferenz Bischof Heinrich Maria Janssen zum Beauftragten für Flüchtlings- und Vertriebenen-seelsorge. Janssen war Pfarrer in der Freien Prälatur Schneidemühl gewesen und wurde Bischof von Hildesheim, jenes Bistums, das wie kein anderes von den Heimatvertriebenen geprägt ist. Mit seiner Resignation als Bischof von Hildesheim 1982 verband Bischof Janssen seinen Rücktritt vom Amt des Beauftragten der Deutschen Bischofskonferenz für Flüchtlings- und Vertriebenen-seelsorge. Zu seinem Nachfolger wurde am 1. Januar 1983 Weihbischof Gerhard Pieschl, Limburg, aus Mährisch-Trübau (Ostsudeten) stammend, von der Deutschen Bischofskonferenz bestellt.

Dem Beauftragten der Deutschen Bischofskonferenz für Flüchtlings- und Vertriebenenseelsorge steht der Katholische Flüchtlingsrat als Beratungsgremium zur Seite, der von Bischof Ferdinand Dirichs 1948 zum ersten Mal berufen wurde. Erster Vorsitzender war Hans Lukaschek, der 1949–1953 auch Bundesvertriebenenminister war. Nach dessen Tod 1959 wurde Staatssekretär Dr. Peter Paul Nahn Vorsitzender des Katholischen Flüchtlingsrates und blieb es bis zu seinem Tod 1981. Sein Nachfolger wurde Richard Hackenberg, der dies Amt bis 1984 versah und dann von Ministerialdirigent a. D. Günter Fuchs abgelöst wurde. Seit 1998 ist Dr. Norbert Mattern Vorsitzender dieses Gremiums.

Zur Fuldaer Bischofskonferenz gehörte die Kirchenprovinz Breslau, und in ihr waren Mitglieder die Bischöfe von Berlin, Breslau und Ermland, der Freien Prälatur Schneidemühl sowie der Großdechant der Grafschaft Glatz und der Generalvikar des Distriktes Branitz-Leobschütz.

Im Zuge der „Neuordnung der Ostdiözesen“ wurden für die in der Bundesrepublik lebenden Priester und Gläubigen aus Breslau, Ermland und Schneidemühl vom Heiligen Stuhl Apostolische Visitatoren ernannt, die Deutsche Bischofskonferenz ernannte Kanonische Visitatoren für Branitz und Glatz. Alle behielten die volle Mitgliedschaft in der Deutschen Bischofskonferenz. Die Apostolischen und Kanonischen Visitatoren werden in Ausübung ihres Amtes von Priester- und Laiengremien beraten.

Weil das Gebiet Danzig außerhalb des Reichskonkordates lag, ist der Apostolische Visitator für Danzig, wie auch die anderen von der Deutschen Bischofskonferenz ernannten Beauftragten für die nichtkonkordatären Gebiete (Sudetendeutsche, Rußlanddeutsche etc.), nicht Mitglied der Deutschen Bischofskonferenz.

1984/85, nach einer Änderung des Statuts der Deutschen Bischofskonferenz gehörten die Apostolischen und Kanonischen Visitatoren zwar weiterhin der Deutschen Bischofskonferenz an, allerdings ohne Stimmrecht. 1998 wurde seitens des Heiligen Stuhls entschieden, daß die Mitgliedschaft der Apostolischen und Kanonischen Visitatoren in der DBK erlischt. Die Bischofskonferenz war vor die Aufgabe gestellt, die Katholische Vertriebenenseelsorge insgesamt neu zu ordnen.

Auf Diözesanebene gibt es Diözesanvertriebenenseelsorger. Sie bilden mit den Apostolischen und Kanonischen Visitatoren, den Lagerseelsorgern, den Aussiedlerseelsorgern und den Sprechern der nunc- und tunc-Diözesen die Konferenz der Vertriebenenseelsorge unter dem Vorsitz des Beauftragten der Deutschen Bischofskonferenz.

Auf der Ebene der katholischen Vertriebenenverbände erfolgte 1966 die satzungsmäßig abgesicherte Gründung einer Arbeitsgemeinschaft katholischer Vertriebenenorganisationen (AKVO), in der die verschiedenen katholischen Vertriebenenverbände ihre Arbeit koordinieren.

3. Die Bedeutung Königsteins für die Vertriebenenseelsorge

Kardinal Frings nannte die Einrichtungen, die, 1946 beginnend, nach und nach in den ehemaligen Reichsarbeitsdienst-Kasernen in Königstein entstanden, den „Kristallisationspunkt aller katholischen Bemühungen um die Flüchtlinge und ein wirkliches Vaterhaus der Vertriebenen“.

Mit den etwa sechs Millionen deutschen Katholiken kamen aus den Vertreibungsgebieten Danzig, Ost- und Westpreußen, Schlesien, Sudetenland und dem Südosten auch über 3000 Priester. Das Priesterreferat in Königstein sammelte sie, gab Hilfen und Unterstützung. Vor dem Krieg studierten in Breslau etwa 300 Theologen, in Braunsberg (Ermland) 120, in Prag und in den Diözesan-Seminaren Böhmens und Mährens (Olmütz, Weidenau, Brünn, Leitmeritz, Königgrätz, Budweis) etwa 450 Theologen. Der Krieg hatte ihre Reihen stark gelichtet. Das in Königstein entstehende Priesterseminar mit Philosophisch-theologischer Hochschule nahm viele auf. Bis zur Einstellung der Lehrtätigkeit sind aus Königstein 420 Priester hervorgegangen.

Prälat Prof. Dr. Dr. Adolf Kindermann, der spätere Weihbischof in Hildesheim, hat in einer Chronik festgehalten, was er im Oktober 1946 in den Königsteiner Kasernen vorfand:

„Ein paar ehrw. Schwestern, Heimatvertriebene aus Ostpreußen, die einige Räume notdürftig eingerichtet haben. Das ‚Unterhaus‘, so genannt, weil dieses Kasernengebäude tiefer liegt, noch nicht frei. Querschnittgelähmte Kriegsverwehrte warten auf ihre Verlegung in andere Lazarette.

Aber auch sonst sieht man noch viel Feldgraus. Jeder Zug bringt Kriegsheimkehrer, die sich in der hier untergebrachten Abwicklungsstelle ihren letzten Sold holen.

Ein Gang durch das Haus, das nach außen ganz respektabel aussieht, macht die innere Verlotterung kenntlich. Es fehlen viele Fensterscheiben, die Stromleitung ist teilweise heruntergerissen, Schalter sind abmontiert, stumme Telefondrähte sind Zeugen vergangener Aktivität. Die Räume sind arg verwohnt, die sanitären Anlagen unhygienisch, die Eisenöfen – die Häuser haben keine eingebaute Heizung – ausgebrannt.

Das für 43.749,50 Reichsmark abgelöste Inventar besteht aus schlechten Holz- und Eisenspinden, alten Lazarettbetten mit durchgelegenen Matratzen,

Bettwäsche, die kein Waschvorgang mehr ganz weiß bringt, weil Ichtyolflecken zwar verblassen, sich aber von keinem Waschmittel beeindrucken lassen.

Und doch sind wir froh über das Dach, das uns schützt, und über die wenigen Dinge, die wir vorfinden, denn wir ziehen in einer Zeit ein, wo man nichts zu kaufen bekommt: keine Fensterscheibe, keine Farben, keine Nägel, keine Textilien.

In den ersten Tagen können die Schwestern nicht einmal die Küche in Betrieb nehmen, weil kein Geschirr da ist. Aber eines hat man uns in Mengen hinterlassen: jene lästigen Raumbewohner, die man so schwer wieder los wird. Und so war eine unserer ersten Ausgaben die Entlohnung für die Entwanzung: 18.000 Reichsmark. Das Geld hat uns der selige Bischof Kaller verschafft.

Aber dann fingen wir an, Raum für Raum zu erobern, zu reinigen, in Selbsthilfe wohnlich zu machen. Wir waren ja nur wenige: die Schwestern, drei Priester, zwei Theologen, zwei Schüler, einige Laien.

Bald meldeten sich die ersten Theologen und Schüler. Ausgemergelte Gestalten in alten Uniformen. Sie kamen so, wie sie das Kriegsgefangenenlager ausgespioniert hat, ohne jedes Handgepäck, nur mit dem großen inneren Drang, dem Ziele näherzukommen, das sie sich gesetzt hatten und das durch den Krieg ferner gerückt war. Einige hatten bereits vor ihrer Einberufung mit dem Theologiestudium begonnen, andere hatte man unmittelbar nach ihrem Kriegsabitur eingezogen. So konnte die schulische Arbeit aufgenommen werden.

Es war am Albertus-Magnus-Fest am 15. November 1946. In einem zu einer Kapelle gestalteten Raum fand sich die Gemeinschaft zum ersten Gottesdienst zusammen.

Der Unterricht begann in zwei Kursen. Der eine zählte 18 Teilnehmer, sie machten Mai 1947 ihr Abitur. Der zweite Kurs umfaßte 32. Sie hatten eine längere Anlaufzeit eingeräumt bekommen. Ihr Abitur fand erst im November 1947 statt. Dann wurde die Lehranstalt von oben herunter erweitert bis zur Untertertia. Damals schrieb der Chronist: ‚Hunderte mußten abgewiesen werden, weil der Raum nicht ausreichte!‘.

Das Jahr 1947 brachte aber nicht nur einen erfreulichen Aufschwung. Es war mit manchen Härten und Schwierigkeiten verbunden. So hat unser Haus im Februar 1947 eine schwere Krise durchgemacht; der Winter war hart. Wir hatten nichts zu heizen. Die alten Decken gaben keine Wärme. Studenten und Schüler fürchteten sich, abends schlafen zu gehen, weil sie in den Nächten besonders froren. Wir hatten aber auch nichts zu essen. Es gab ganze Wochen, wo nicht eine Kartoffel im Hause war. In dieser ganz großen Not half uns eine Lebensmittelsendung des Heiligen Vaters und rettete uns vor dem Verhungern. Pius XII. hatte sich immer, auch später noch, als Freund und Wohltäter unserer Institute erwiesen, was wir nie vergessen wollen.

Am 7. Juli 1947 starb dann ganz unerwartet unser erster Flüchtlingsbischof Maximilian Kaller. Er sollte bei uns in Königstein Wohnung nehmen und immer bei uns sein. Durch die ungeheuren Materialschwierigkeiten wurde die Wohnung damals nicht fertig. Nun kam er von seinem armseligen Frankfurter Heim zu uns nach Königstein, um hier im Schatten der Pfarrkirche seine letzte Ruhe zu finden.“

Kindermanns Sorge galt auch den vielen Schülern, die Priester werden wollten, aber nirgendwo eine höhere Schule besuchen konnten. Für sie gründete er in dem sogenannten „Unterhaus“ der Kasernen die St. Albert-Schule mit Schülerinternat, aus der später die Bischof-Neumann-Schule wurde.

Für die Vertriebenenseelsorge wurde die Ostpriesterhilfe von großer Bedeutung, die unlösbar mit dem Namen von P. Werenfried van Straaten, einem flämischen Prämonstratenserpater, verbunden ist. Er besuchte 1948 die zu Wohnungen ausgebauten fensterlosen Bunker Frankfurts, die Elendslager der Vertriebenen und die Notwohnungen ihrer Priester. Er wollte den Deutschen helfen, und es war nicht leicht, die Flamen, die er zuerst ansprach, für sein Hilfswerk zu gewinnen, denn diejenigen, denen er jetzt helfen wollte, hatten in der Zeit ihrer Siege hart zugegriffen und Unrecht getan. Da galt es zuerst, den Boden zu bereiten, den Menschen beizubringen, daß es nicht genügt zu verzeihen, sondern daß man über sich selbst hinauswachsen und Unrecht mit Barmherzigkeit vergelten müsse. Und die ehemaligen Feinde und Kriegsgegner öffneten sich P. Werenfrieds Predigten, zu verzeihen und großmütiges Mitleid löste Haß und Rachsucht ab.

Erst waren es Lebensmittel, vor allem Speck, der ihm den Namen „Speckpater“ einbrachte; dann folgten Kleider, Schuhe, Kirchengeschätze. Königstein wurde zum großen Umschlagplatz der Liebe. Es kamen ganze Wagenladungen mit Caritasgut. Sie wurden mit Adressen versehen und weitergeschickt.

Zwei weitere wichtige Impulse waren „Ein Fahrzeug für Gott“ und die „Fahrenden Kirchen“. Die Diasporaseelsorger hatten sonntags fast ausschließlich mehrere Gemeinden zu besorgen. Sie kamen zu Fuß oder fuhren mit dem Fahrrad oder Motorrad von Gemeinde zu Gemeinde, bei jedem Wetter, den Rucksack auf dem Rücken. Deshalb nannte man sie „Rucksackpriester“. So mancher hat dabei Gesundheit und Leben verloren. Das gab den Anstoß: Sie brauchten ein schützendes Fahrzeug. Die ersten 100 Volkswagen wurden 1952 verteilt. Mehrere hundert Seelsorger kamen so im Laufe der Zeit zu einem Volkswagen.

Die seelsorgliche Not der Heimatvertriebenen in der Diaspora war in den ersten Jahren besonders fühlbar, weil sie ohne Kirche waren. Vielen war das Wort

und noch mehr die Gegebenheit „Diaspora“ völlig unbekannt. Sie lebten daheim rund um den Kirchturm. Jetzt mußten sie für den Gottesdienst am Sonntag oft große Opfer bringen – Wege in Kauf nehmen, denn mancher Seelsorger hatte ein Gebiet zu betreuen, wie es in Missionsgebieten üblich ist. Da sollten bald „Fahrende Kirchen“ zu den Menschen kommen. Und auch ihr zentraler Aussendungsort, ihre Garagen, waren in Königstein.

Der engen Verbindung zu den Vertriebenen dienten seit 1949 die beiden Zeitschriften „Königsteiner Rufe“ und das „Königsteiner Jahrbuch“. Der katholische Informationsdienst für Vertriebenen- und Ostfragen, „Expulsus“, erschien ab 1953. Er wurde monatlich in sechs Sprachen herausgegeben: Deutsch, Englisch, Französisch, Fläm-Niederländisch, Italienisch und Spanisch. Aus der deutschen Ausgabe entstand später die Monatsschrift: „Digest des Ostens“, später „Informationen und Berichte“ genannt. Als aktuelle Monatszeitschrift berichteten sie über die Lage der Kirche im Osten.

Der Kongreß „Kirche in Not“, der ebenfalls in Königstein seine Heimat hatte, war schon an anderer Stelle erwähnt.

1956 erfolgte die Gründung der Ostakademie Königstein, eines Institutes, das Informationsarbeit zur Ost-West-Problematik leistet. Allein in den ersten sechs Jahren des Bestehens führte die Ostakademie Kurse mit ca. 13.000 Teilnehmern durch. Inzwischen ist sie eine selbständige Einrichtung geworden.

4. Leitmotive der Vertriebenenseelsorge

Hilfe zur Bewältigung des Vertreibungsschicksals aus dem Glauben zu geben, war die zentrale Aufgabe der Vertriebenenseelsorge. Ihre Notwendigkeit hatte Papst Pius XII. in dem zitierten Brief vom 24. Juni 1946 an Bischof Maximilian Kaller, Bischof von Ermland, nachdrücklich hervorgehoben.

Einige Tage später wandte sich Papst Pius XII. in einem Handschreiben an die katholischen Heimatvertriebenen:

„Unsere geliebten Söhne und Töchter, die unter so leidvollen Umständen ihre Heimat verlassen mußten, ermahnen Wir, nicht wankend zu werden im Vertrauen auf Gott, der in seiner Allmacht und Liebe auch das Schwerste zum Besten zu lenken vermag und erteilen ihnen als Unterpfand der überreichen Erbarmungen des Erlöserherzens in väterlicher Teilnahme den Apostolischen Segen.

Aus dem Vatikan, 29. Juni 1946

Pius pp. XII. “

In der Verkündigung, in den Gottesdiensten bei den großen Heimattreffen, bei den Besuchen in den Lagern, in den ungezählten Gesprächen mit einzelnen, versuchten Bischof Kaller und die Vertriebenen-seelsorger, das Geschehen und die konkrete Lebenssituation zu deuten.

1946 wandte sich Bischof Maximilian Kaller in einem Hirtenbrief an die ermländischen Diözesanen und beschwor sie, über den *Verlust der Heimat* nicht zu zerbrechen: „*Unsere Trauer um die verlorene Heimat muß sich trösten und aufrichten lassen; es ist der Wille Gottes: Wir sind nur Gast auf Erden und wandern ohne Ruh, mit mancherlei Beschwerden der ewigen Heimat zu... Oh, daß wir nicht verlieren den Weg zum Vaterhaus. Ich hoffe bestimmt, daß ihr diese ewige Heimat nicht verliert, wenn ihr fernerhin ein frommes katholisches Volk bleibt, fest verbunden mit den Kirchen und Priestern eurer Gastdiözesen, fest verbunden mit den religiösen Übungen eurer Heimat, fest verbunden mit Christus in den heiligen Sakramenten. Das Leid, das wir alle durchgemacht haben, ist ein großes Gnadenmittel; das müssen wir begreifen lernen, denn das Leid macht uns in der Leidensgemeinschaft mit Christus groß, stark und reif, frei und gütig!*“

Im Blick auf diejenigen, die besonders unter *Armut* zu leiden hatten, erinnerte Bischof Kaller an die Bergpredigt: „*Schaut auf Christus und die Heiligen, die den Weg freiwilliger Armut gingen; eure zwangsläufige Verarmung kann ein Heilmittel zu innerer Freiheit werden: Selig sind die Armen im Geiste, denn ihrer ist das Himmelreich (Matt 5,3). Euer wahrer Reichtum, den euch niemand zerstören kann, sind eure guten Werke. Wir wollen wenigstens Zufriedenheit lernen mit Wenigem!*“

Die Mutlosen und Verzagten ermutigt er: „*Sinnlos darf für uns Christen das Leben niemals werden. Es scheint nur der letzte Sinn unserer Bemühungen, am Kreuz zu hängen und demütiger Schächer zu sein (H. Ball). Es wird sich an uns erfüllen, was der hl. Gregor von Nazianz den Schächer beten läßt: Gestern wurde ich mit Christus ans Kreuz geheftet, heute bin ich mit ihm verherrlicht – Gestern starb ich mit Christus, heute bin ich mit ihm wieder am Leben – Gestern wurde ich mit ihm begraben, heute stehe ich mit ihm von den Toten auf.*“

Von der *Botschaft vom Kreuz* her deutete er die Situation der Heimatvertriebenen: Nicht Verfluchte, Entrechtete, Gottverlassene seid ihr, sondern Auserwählte und Gesandte des Reiches Gottes! In Armut, Not und Fremde seid ihr berufen, das Kreuz mit Christus zu tragen, zu sühnen für eigene und fremde Schuld.

Im Fastenhirtenbrief 1946 forderte Erzbischof Conrad Gröber, Freiburg, die Bereitschaft zum Verzeihen und Teilen: *„Wenn sie Schlesien und die anderen Länder, aus denen sie vertrieben worden sind, vergäßen, wären sie ihrer alten Heimat auch nicht wert. Vergessen können sie also nicht und dürfen sie auch nicht. Aber verzeihen werden sie müssen, wie der Heiland verzeihen hat am Kreuz: Vater vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun! Es wird, so glaube ich, geraume Zeit währen, bis die Flüchtlinge bei uns selbst, die wir leider in unseren ausgebombten Städten und Dörfern kaum über ein freies Plätzchen verfügen, heimisch und ansässig werden. Da wollen wir selber groß sein in ungeheucheltem Mitleid und in der täglichen, tätigen Liebe.“*

In der Botschaft der katholischen Jugend des Bistums Danzig an die katholische Jugend des polnischen Volkes im Gebiet der Freien Stadt Danzig von 1947 wird an den *Psalm 137* erinnert: *„Wir aber müssen als aus der Heimat Vertriebene über ganz Deutschland verstreut in Trauer und Wehmut der Heimat gedenken wie das Volk Israels es einst an den Flüssen Babylons tat. Wie aber dieses Volk, unter die Zuchtrute Gottes genommen, im Strafgericht seiner Geschichte nicht aufhörte, auf die Rückkehr in die Heimat zu hoffen, so sind unsere Gebete getragen von jenem Geist, der wider alle Hoffnung auf Heimkehr hofft. Gerade unser Glaube an die Gerechtigkeit Gottes läßt uns hoffen, daß der Tag nicht mehr fern sei, an dem Polen und Deutsche als gläubige Christen in Frieden und Freundschaft am Ostseestrand zusammenkommen.“*

Die *Absage an Haß, Rache und Vergeltung* nahm in der Verkündigung breiten Raum. 1948 begründete dies P. Paulus Sladek OSA: *„Es ist nicht unsere Sache, über die Völker zu richten, Gott ist der Herr aller Völker und aller Menschen, und er ruft alle vor sein gerechtes Gericht. Mein ist die Rache, spricht der Herr; Ich werde Vergeltung üben zu rechter Zeit; Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet!“*

1955 sagte er in einer Predigt zur *Völkerversöhnung*: *„Ehe wir vertrieben wurden und diese äußere Grenze aufgerichtet wurde zwischen beiden Völkern, haben beide Völker in ihren Herzen eine Grenze gegeneinander, eine Scheidewand aufgerichtet, haben einander nicht mehr sehen, voneinander nichts mehr hören wollen; haben Nein zueinander gesagt. Aber meine Freunde, – immer ist es der Haß, der Nein sagt: Ich mag dich nicht! Ich will nicht, daß du da bist.*

Denn die Liebe spricht: Wenn du bei mir bist! Das Wort der Liebe lautet: Ich will, daß du bist (St. Augustin)! Dieses Wort der Liebe hat der Schöpfergott gesprochen am Anfang der Menschheitsgeschichte, und er hat dieses schöpferische Wort der Liebe gesprochen zu jedem Menschen und zu jedem Volk.

Wehe aber den Menschen und wehe dem Volk, die Nein sagen, wo Gott Ja gesagt hat. Wehe denen, die freveln gegen die schöpferische Liebe Gottes!“

Mit der theologischen Deutung des irdischen *Heimatverlustes*, der *Besinnung* auf das Bleibende befaßte sich der Breslauer Theologe Dr. Joseph Wittig. Als Selbstbetroffener kommt er zu dem Ergebnis: *„Ich bin einem falschen Heimatglauben verfallen, ohne mir dessen bewußt zu sein. Ich hielt Heimat, Haus, Beruf und erworbene Rechte für unverlierbare Güter, für ein Ewiges, das Gott allein ist. Eher hätte ich geglaubt, Gott verlieren zu können oder gar, daß Gott überhaupt nicht existiere, als daß ich jemals Heim und Haus verlöre und völlig heimatlos und entrechtet, völlig hoffnungslos in der weiten Welt herumirren müßte, froh, infolge behördlicher Anordnung noch unter einem Dach Unterschlupf zu finden. ... Ich überhörte das erste der Zehn Gebote: Ich bin der Herr, dein Gott, und du sollst nicht andere Götter haben neben mir. Heimat und Haus waren mir Götter geworden neben dem einen und einzigen Gott.“*

Die *materielle und seelische Not* forderten Hilfe in umfassendem Sinn. Oskar Golombek schrieb in seinen „Gedanken zum Thema: Brot, Kultur und Religion in den Vertriebenenproblemen“ 1950: *„Es besteht demnach ein gesundes Ergänzungs- und Spannungsverhältnis zwischen dem materiellen und geistigen Brot, zwischen Körper und Geist, der Welt und dem Reich Gottes. Den falschen Gegensatz dazu zeichnet Jak 2,15: Da ist ein Bruder oder eine Schwester, denen es an der nötigen Kleidung fehlt. Wenn nun einer von euch zu ihnen sagt: Geht in Frieden, wärmt euch und sättigt euch!, aber er gibt ihnen nicht, was zum Leben nötig ist, was nützt das?“*

In einer Predigt 1955 spricht Weihbischof Adolf Kindermann von *Zwei Kreuzen, die heute aufgerichtet sind*: Eines über Deutschland und ein größeres über dem Osten. Die Verantwortung für die Kirche im Osten, in der alten Heimat, wurde in den Blick genommen. *„Wir müssen uns Gedanken machen, wenn wir wirklich würdige Söhne und Töchter dieser einen Mutter Kirche sein wollen, von der doch der hl. Paulus sagt, sie sei wie ein Leib, und wir seien die Glieder an diesem Leibe. Wenn ein Glied leidet – das wissen wir aus eigener Erfahrung – dann leidet der ganze Körper, dann leiden alle Glieder. Und wenn es einem Glied gutgeht, dann freuen sich die anderen.“*

Die *Annahme des Kreuzes* stellte Bischof Heinrich Maria Janssen 1970 in den Mittelpunkt seiner Predigt: *„Dann aber müssen wir als Christen vor den Herrn treten und ihm sagen: Wir nehmen in Bereitschaft das Kreuz an, das du uns zugeдacht hast. Wir wollen es tragen im Geist, in dem dein Sohn Sühne leistete für jene, die Unrecht taten, selbst für jene, die an ihm Unrecht taten, der litt und starb und sühnte auch für jene, die ihn ans Kreuz geschlagen*

haben. In diesem Geiste wollen auch wir das, was schwer ist und Leid brachte, was mühevoll wurde und weiter sein wird, verbinden mit dem Kreuz des Herrn.“

In einer Predigt 1982 aus Anlaß des 25-jährigen Jubiläums von Bischof Janssen als Vertriebenenbischof deutete der Apostolische Visitator der Danziger Katholiken, Apostolischer Protonotar Professor Wothe, das Schicksal der Heimatvertriebenen anhand des Evangeliums vom „*Barmherzigen Samariter*“. Dieses Evangelium sei in der Votivmesse für Flüchtlinge und Vertriebene wohl deshalb gewählt, um daran zu erinnern, daß es schon damals das gab: Menschen fielen unter Räuber, wurden niedergeschlagen, ausgeplündert, blieben halbtot liegen. Das Evangelium lehre aber, daß Not Erbarmen und Liebe wecke. Dies haben auch Heimatvertriebene erfahren, und er fordert als Konsequenz aus dieser Erfahrung:

Heimatvertriebene sollten eigentlich überall dort, wo sie heute leben, immer Vorbild sein für die Gottesliebe und für die Nächstenliebe. Sie sollten Vorbild sein nicht aus irgendeiner ethischen Maxime oder aus einer moralischen Verpflichtung, sondern weil sie damit zeigen können, daß sie den Sinn des Daseins und ihres Schicksalsweges vom Evangelium her wirklich und richtig erkannt haben.

Anläßlich des 1. Sudetendeutschen Kongresses 1987 in Regensburg erinnerte Weihbischof Pieschl in der Predigt – ausgehend vom Wort des Propheten Jeremias, *Ich will Euch Zukunft und Hoffnung geben*, an die Lebenserfahrung der katholischen Heimatvertriebenen:

Unser Glaube war Stütze und Kraft, am erlittenen Unrecht nicht zu zerbrechen. Der Glaube, Unrecht könne nicht das letzte Wort sein, hat geholfen, nicht zu verzweifeln. Die Zusage Gottes: *Ich will Euch Zukunft und Hoffnung geben*, macht frei, aller Hoffnungslosigkeit zum Trotz zu hoffen.

Diese Beispiele – die nur bruchstückhaft Themen der Verkündigung wiedergeben – lassen als Zusammenfassung folgende *Leitmotive katholischer Vertriebenenenseelsorge und Vertriebenenarbeit benennen*:

- Absage an Rache und Vergeltung
- Recht auf die Heimat
- aktive Mitgestaltung beim Aufbau der neuen Heimat
- Ringen um sozialen Ausgleich und soziale Gerechtigkeit
- Aussöhnung mit den Völkern in der alten Heimat
- Solidarität mit der verfolgten Kirche
- Eintreten für die Anerkennung der allgemeinen Menschenrechte

- Überwindung von nationalem Egoismus zugunsten des Aufbaues eines freien Europas.

Diese Leitmotive katholischer Vertriebenenarbeit haben Eingang gefunden in die kirchliche, gesellschaftliche und politische Arbeit. Sie gelten auch für die Zukunft, denn es geht weiter darum, daß die Staaten sich verständigen, die Völker sich versöhnen und eine Zukunft neu gestaltet wird.

Freilich: Vertriebenenseelsorge appelliert wie jede Seelsorge an die Freiwilligkeit. Sie kann und will nicht überreden oder gar befehlen, sondern überzeugen und einladen.

Dabei stellen sich der Vertriebenenseelsorge neue Aufgaben. Ich habe die seelsorgliche Betreuung der Aus- und Übersiedler schon genannt. Hier wird die Vertriebenenseelsorge ihre Erfahrungen einbringen müssen und konkrete Hilfen anbieten. Ich sehe aber eine weitere Aufgabe auf die Vertriebenenseelsorge zukommen: Es ist die Beschäftigung mit der Vertreibung in den Vertrieberländern.

Kardinal Ratzinger hat in seiner Predigt auf dem 30. Sudetendeutschen Tag in München 1979 darauf hingewiesen, daß die Vertriebenenseelsorge notwendigerweise anecken wird. Es gehöre zu ihren Aufgaben, das Unrecht der Vertreibung zu benennen, auch und gerade dann, wenn die Weltöffentlichkeit aus vielen Gründen es nicht hören wolle, ja eher dazu dränge, *„dieses Unrecht zu verschweigen, und auch Wohlgesinnte meinen, daß man um der Versöhnung willen nicht mehr davon sprechen solle. Aber eine Liebe, die den Verzicht auf die Wahrheit voraussetzt, ist keine wahre Liebe. Sie hätte ein schlechtes Fundament. Aus der Psychologie wissen wir, daß Verschwiegenges und Verdrängtes im Menschen weiterwirkt und, wenn es keinen Ausweg findet, zur Vergiftung von innen her wird.*

Was im Leben des einzelnen gilt, das gilt auch für die Völker: Unterdrückte Wahrheiten werden zu gefährlichen Mächten, die den Organismus von innen vergiften und irgendwo herausbrechen. Nur die Annahme der Wahrheit kann heilen. Liebe braucht Wahrheit und darf nicht ohne sie sein. Aber umgekehrt gilt auch: Nur die Liebe ist die rechte Antwort auf die Wahrheit, nur durch die Liebe wird die Wahrheit sinnvoll.“

Im Blick nach vorn heißt das, das Benennen des Unrechts muß in Versöhnung umgewandelt werden. Heimatvertriebene haben ihre besondere Aufgabe darin, „Brückenköpfe der Einheit und Versöhnung zu sein.“ Eine solche Seelsorge, die Unrecht benennen und in Versöhnung umwandeln soll, kann anstößig empfunden werden. Aber auch hier zeigt sich, daß Vertriebenenseelsorge keinen anderen Inhalt hat als jede andere Seelsorge.

Papst Johannes Paul II. hat in seiner Schlußbotschaft an die deutschen Bischöfe am 15. November 1989 darauf hingewiesen, daß die Botschaft des Evangeliums auch dann verkündet werden muß, wenn sie im Widerspruch zum Zeitgeist steht: *„Der Glaube steht heute wie immer im Widerspruch zu vielem, was gerade gängig ist, und gerade als Widerspruch dient er dem Menschen; im Mut des Widersprechens erhält er neue Schwungkraft, neue Lebendigkeit.“*

Seelsorge für Heimatvertriebene in der ehemaligen DDR

Gerold Schneider

Menschen, die Extremsituationen durchleiden mußten, tun sich sehr schwer, darüber zu sprechen. Je nachhaltiger die psychischen oder physischen Qualen, die ihnen zugefügt worden sind, desto größer die mentale Sperre, davon Auskunft zu geben. Traumatisiert, seelisch angeschlagen, bis in den innersten Kern ihres Wesens verletzt, sind sie oft sogar unfähig, gezielte Fragen zu beantworten. Nicht selten widersprechen sie sich oder beschönigen die bösen Erfahrungen. Ihre Folterer brauchen sich also keine allzu großen Sorgen über die Entdeckung ihrer Untaten zu machen.

Diese Erkenntnis wurde schon lange vor dem Zweiten Weltkrieg thematisiert, zum Beispiel von Hannah Arendt, zu einer Zeit also, da in Europa noch Frieden war und die brutalen Schrecken des Zweiten Weltkrieges, die Shoa mit dem millionenfachen technisierten Judenmord oder die Vertreibung der Millionen nach dem Kriege in Europa völlig undenkbar waren.

Heute wird dieses psychopathische Phänomen des Nicht-darüber-reden-Könnens bei Asylbewerbern, zum Beispiel bei vertriebenen Bosniern oder bei Kosovo-Flüchtlingen, wiederum deutlich. Aufnahmebehörden in Deutschland stellen häufig fest, daß diese geschundenen Menschen eine psychotherapeutische Behandlung brauchen.

Damals aber, vor über 50 Jahren, nach dem Zweiten Weltkrieg, erkannten diese Notwendigkeit nur sehr wenige, obwohl die Extremsituationen, aus denen etwa 12 Millionen Vertriebene aus dem ehemaligen Ostdeutschland kamen, mindestens ebenso entsetzlich waren. – So gibt es heute noch eine unbekannte Zahl Vertriebener, die während der vergangenen Jahrzehnte keine Heilung ihrer seelischen Verletzungen erfahren konnten. Vor kurzem erst traf ich eine alte Bekannte aus meiner schlesischen Heimatstadt, und die Wiedersehensfreude war groß. Als ich sie aber fragte, wie es ihr vor über fünfzig Jahren

beim Einmarsch der Roten Armee ergangen sei, da sie ja damals noch ein Kind von etwa zwölf Jahren war, beendete sie abrupt unser so frohes Gespräch und sagte mir: „Fragen Sie mich darüber nie wieder. Ich kann und will ihnen keine Auskunft geben.“ – Dieses Beispiel ist repräsentativ für viele, von denen ich berichten könnte bis hin zu jenen ungezählten, die heute noch sagen: „Von meiner sogenannten Heimat will ich nichts mehr wissen. Keine zehn Pferde bringen mich dorthin, auch nicht zu einem Besuch.“ Ich hörte diese Aussage von vielen, die heute in der Cottbuser Region leben, also ohne großen Aufwand einen Sonntagnachmittagsausflug über die polnische Grenze nach Schlesien unternehmen könnten. Sie lehnen es aus „prinzipiellen Gründen“ ab, reisen seit dem Fall der Mauer in viele Länder Europas und darüber hinaus, doch nach Schlesien nicht.

In den Jahren 1945/46 sahen eigentlich nur die Priester aus dem Osten, die die Vertreibung mit zwei Millionen toten Frauen, Kindern und alten Leuten miterlebt hatten, daß die Überlebenden eine besondere pastorale Therapie, eine sehr behutsam reagierende responsorische Pastoral dringend brauchten. Selbst der damalige Papst Pius XII., weit weg von diesem entsetzlichen Geschehen, erkannte deutlich diese seelsorgliche Notwendigkeit.

In der Sowjetischen Besatzungszone erwies sich das jedoch von vornherein als ausgeschlossen. Sogar der Gebrauch des Wortes „vertrieben“ war untersagt. Wer es dennoch verwendete, mußte mit Maßregelungen rechnen. „Umsiedler“ oder „Neubürger“ war die politisch genehme Benennung. Die sowjetische Besatzungsmacht im Verein mit der SED setzte nicht nur diese beschönigende Sprachregelung durch, sondern sie begegneten Vertriebenen von vornherein mit großem Mißtrauen, zumal sich die meisten nach den schrecklichen Erfahrungen mit dem sowjetischen und polnischen Kommunismus gegen alle sozialistischen Überzeugungsversuche der SED als immun erwiesen. Auch deshalb wurden in der DDR Vertriebene oft in die Nähe des Revanchismus oder antisozialistischer Friedensfeinde gestellt. Über vierzig Jahre änderte sich diese Politik in ihren Grundzügen nicht. Sie wurde nur in dem Maße zurückgefahren, wie viele DDR-Bürger diesen parteiamtlichen Sprachgebrauch verinnerlicht und sich im Einüben sozialistischer Vorurteile, im Vergessen und Verdrängen übten.

Die alten Genossen könnten eigentlich noch heute stolz darauf sein, daß sich diese vom Politbüro verordnete Sprachregelung des Beschönigens, des Verschweigens und Verdrängens sogar in weiten Kreisen der Altbundesrepublik durchsetzte. Bis zum heutigen Tage wird das ja in oberen Etagen der Bundesregierung, leider auch in kirchlichen Kreisen geübt. Die alten, noch immer offenen Wunden können so nicht heilen.

Man muß allerdings bekennen, daß die Vertriebenen an dieser Verdrängungspolitik ihren tragischen Anteil haben. Denn viele sprechen – wie weiter oben schon begründet – bis heute nicht darüber; die wenigen aber, die es tun, verschrecken oft jene, die sich von den Nachkriegsereignissen im ehemaligen Ostdeutschland überhaupt keine Vorstellung machen können. Die meisten aber nehmen ihre seelischen Verwundungen mit ins Grab.

Flut von Flüchtlingen und Vertriebenen

Die Nachkriegsjahre 1945/46 waren trotz des Elends eine in der jüngeren Kirchengeschichte beispiellose Gründerzeit. Die Vertriebenen im Gebiet der ehemaligen SBZ/DDR bildeten tausende neue katholische Gemeinden. Ich konnte leider nicht in Erfahrung bringen, ob dieses Thema von Kirchenhistorikern oder in einer Dissertation wenigstens zahlenmäßig untersucht worden ist. Deshalb kann ich nur aus der Cottbuser Region berichten, auch weil ich in Cottbus achtzehn Jahre lang Pfarrer war.

Dort stauten sich im Sommer 1945 hunderttausende Schlesier, die, im Januar 1945 vor der heranrückenden Roten Armee geflohen, nun zurück in ihre Heimatorte laufen wollten. Doch von der neuen polnischen Grenze, der Oder-Neiße, wußten sie noch nichts; denn die wurde ja erst Anfang August von den „Großen Drei“ auf der Potsdamer Konferenz „vorläufig festgelegt“. Polnisches Militär aber riegelte diese noch nicht festgelegte Grenze schon viele Wochen vor der Konferenz ab. Im Mai 1945, unmittelbar nach Kriegsende, konnten noch viele Flüchtlinge ungehindert in ihre schlesische Heimat zurückkehren. Doch ab Mitte Juni 1945 stauten sich im Gebiet der sowjetischen Zone hunderttausende Rückkehrwillige vor der neuen, noch ganz unbekanntem Grenzbarriere und warteten wochenlang in allen möglichen Notunterkünften auf eine Möglichkeit, doch noch in ihre schlesische Heimat zu gelangen.

Völlig gleichzeitig aber, im Juni 1945, etwa vier Wochen vor der Potsdamer Konferenz, trieb die polnische Miliz viele hunderttausend Schlesier, die im Januar 1945 nicht vor der Roten Armee aus ihrer Heimat geflohen waren, über die Brücke der neuen Grenzstadt Forst in das gleiche, bereits überfüllte Gebiet der Cottbuser Region. Frauen, Kinder, Greise überfluteten mit ihren Handwägelchen oder mit ihren Kinderwagen dieses Land noch mehr. Die meisten waren bis zur Neiße an die 100 Kilometer und mehr zu Fuß vorwärtsgetrieben worden; viele kamen unterwegs um. Sogar Gehbehinderte befanden sich in diesen Elendskolonnen. Ich kenne junge Frauen, die ihre alten Mütter die ganze lange Strecke im Handwägelchen zogen. Wer noch ein bißchen Kraft hatte, wanderte weiter, nach Sachsen, nach Thüringen; die meisten aber irrten ziellos und obdachlos umher. Tausenden jedoch, meist jüngeren Leuten, gelang

der riskante Weg über die bewachte Oder-Neiße-Linie zurück nach Schlesien, weil sie nicht die geringste Vorstellung hatten, wohin sie sonst gehen sollten. Sie wurden dann 1946 wiederum vertrieben.

Die meisten blieben in den nächsten Ortschaften des neuen Grenzgebietes, weil sie keine Kraft mehr hatten, irgendwohin weiter zu ziehen. In Schuppen, Ställen, Bahnwärterhäuschen, in provisorischen Hütten fanden sie für heutige Begriffe unvorstellbar primitive Notunterkünfte. Wenn ihr Gemeindepfarrer aus Schlesien mit ihrem Treck gezogen war, gründete sich schnell eine neue Gemeinde. Doch dieser Idealfall ereignete sich relativ selten, weil viele Trecks unterwegs von den Bewachern willkürlich durchmischt, in etlichen Fällen sogar Familien auseinandergerissen wurden.

In der grenznahen Pfarrei St. Marien zu Cottbus entstanden auf diese Weise während der ersten Nachkriegsjahre über 20 neue Gemeinden in Dörfern, in denen es bis dahin nicht einen einzigen katholischen Christen gab. Priester, die mit ihnen gezogen waren, fanden meist in den wenigen katholischen Pfarrhäusern Quartier und sorgten sich intensiv um die neuen Dorfgemeinden. Doch dieser Landstrich war mit Menschen – wie schon erwähnt – so unvorstellbar überfüllt, daß auch in den folgenden Monaten und Jahren hunderttausende weiterzogen, nach Sachsen, nach Sachsen-Anhalt, Berlin, sogar bis nach Thüringen.

Im Cottbuser Pfarrhaus St. Marien kampierten im Sommer 1945 monatelang einhundert und mehr Personen, erschöpfte Frauen, Kinder und alte Leute, die jedoch ständig wechselten. Flure, Treppenhaus, Pfarrbüro, die große Wohnung des Pfarrers, alles war dicht mit Menschen belegt. Bruno Broß hieß der Pfarrer, und Franz Scholz, der letzte Pfarrer von Görlitz-Ost, der spätere Universitätsprofessor in Augsburg, war damals Caritasdirektor. Was diese Männer und ihre Mitarbeiter damals Tag und Nacht leisteten, auf welche Weise sie in dieser extremen Hungerregion Nahrungsmittel, Decken und andere lebensnotwendige Dinge heranschafften, trotz allem aber die seelsorgliche Betreuung dieser unglücklichen Menschen wahrnahmen, erschien mir später ganz unbegreiflich. Doch in den Nachbarpfarreien von Cottbus bis hinunter nach Görlitz und Zittau, wie auch nach Norden bis Frankfurt/Oder und weit darüber hinaus sah es ganz ähnlich aus. Die Priester dieser Region übten Vertriebenenseelsorge im wahren Sinne des Wortes, die zuerst schlicht und einfach aus unmittelbarer Katastrophenhilfe bestand.

Dieses Zeugnis aber muß man ebenso den evangelischen Orts Pfarrern und ihren Gemeindegemeinderäten ausstellen. Auf den Dörfern gab es ja nur evangelische Kirchen. Sie wurden bedingungslos für die Gottesdienste der neu gegrün-

deten katholischen Vertriebenengemeinden zur Verfügung gestellt. In welche Größenordnungen diese ökumenische Solidarität wuchs, soll nur eine Zahl aus dem Bistum Dresden/Meißen belegen. Bis hoch in die fünfziger Jahre hinein gewährten über 200 evangelische Kirchen den Vertriebenengemeinden Gastfreundschaft. Nicht unerwähnt sollte man lassen, daß dafür oft nur ein symbolischer Mietbetrag zu zahlen war, der die Kosten bei weitem nicht decken konnte. Darüber hinaus aber versammelten sich diese Gemeinden in Wohnräumen, in Gasthaussälen, wo sie nicht von Weihrauchduft, sondern von Biergestank umgeben, an der Wand Lenin- und Stalinbilder, Eucharistie feierten. Es war die Zeit der „Rucksackpriester“, die mit dem Fahrrad von Ort zu Ort zogen und nicht selten am Sonntag viermal die heilige Messe feierten.

Gründung von Gemeinden

Bald wurden die ersten Schuppen, Werkstätten, Scheunen, oft nur Ruinen zu Kapellen und Versammlungsräumen ausgebaut. Anfang der fünfziger Jahre entstanden die ersten Kirchen. In der Regel errichteten Frauen, Männer und Jugendliche ihre Gottesdiensträume in ehrenamtlicher Arbeit nach Feierabend. Das geschah immer ohne irgendeine Baufirma, ohne jede Materialzuteilung und nicht selten ohne Baugenehmigung. Die DDR-Behörden behinderten diese Art Bautätigkeit massiv, drohten mit dem Staatsanwalt, mit hohen Strafen, sie sperrten Baustellen durch baupolizeiliche Verbote und konnten am Ende diese Art illegale Bautätigkeit doch nicht verhindern.

Wo immer sich geschlossene Vertriebenengemeinden mit dem Priester aus ihrer Heimat gründeten, ergaben sich wichtige Elemente einer spezifischen Vertriebenenseelsorge wie von selbst. Die Notwendigkeit, durch das gemeinsame Bauen ihres Versammlungsraumes eine, wenn auch noch so armselige Grundlage für das Gemeindeleben zu schaffen, hatte durchaus eine therapeutische, ja sogar seelsorgliche Bedeutung für viele. Denn die seelischen Verletzungen, die diesen Menschen durch das gemeinsam erlittene Unrecht, durch den Totalverlust ihrer Existenzgrundlage, durch Haft und Folterungen zugefügt worden waren, führten häufig in eine gefährliche Selbstisolierung.

Diese war für den Seelsorger um so schwerer erkennbar, weil viele in den Fragen des täglichen Existenzkampfes durchaus kommunikativ reagierten, was jedoch mitunter wie fluchtartige Hektik erscheinen konnte. Allein gelassen aber fanden sie sich von tiefschwarzen Gedanken, Selbstvorwürfen und Rachedenken eingekreist, die sie bis in ihre Träume verfolgten, grübelten ständig über die gleichen Existenz- und Glaubensfragen nach und fanden keine Antwort.

Nun aber bei der gemeinsamen Arbeit am Kirchen- und Kapellenbau, der ja von seinem Wesen her dem Gebet sehr nahe steht, begann neues Vertrauen untereinander und auch zum Priester zu wachsen. Sehr langsam lösten sich wenigstens zeitweise die schwarzen Gedankenkreise, und tastend begann man miteinander darüber zu sprechen. Viele erlebten dadurch, ohne es damals zu wissen, wichtige Voraussetzungen für einen seelischen Heilungsprozeß. Davon waren Priester keineswegs ausgenommen. In vielen wuchs auch die bescheidene Erkenntnis, daß „Beten im Geist und in der Wahrheit“ eine hohe Zielvorstellung ist. Sie bemerkten erst jetzt, wie fest ihr Glaube auch im Heimatboden verwurzelt, mit dem Lied- und Gebetsgut sowie dem Brauchtum der Heimat verwachsen war.

Es zeigte sich auch, daß Vertriebene, die in größeren Städten mit alteingesessenen katholischen Gemeinden ein Unterkommen gefunden, keineswegs das bessere Los gezogen hatten. Denn sie fanden dort fremde Sitten, ein ganz anderes Lied- und Gebetsgut vor, und das neue, ihnen fremde Diözesangesangbuch gab es damals nirgends zu kaufen. So schwiegen sie in der Kirche, weil sie die Lieder nicht kannten, fühlten sich auch aus anderen Gründen als Außenseiter und nun auch in ihrem Glauben entwurzelt. Wenn sie dazu noch, kaum fähig über ihr Schicksal zu sprechen, in ersten zögernden Versuchen dem neuen Pfarrer, zum Beispiel in einem Beichtgespräch einiges davon offenbaren wollten, bekam so mancher vorschnelle Antworten zu hören, daß man eben Opfer bringen müßte und daß das Kriegsende hier auch schlimm war. So wandten sich damals schon viele enttäuscht ab.

Es gab ja – wie schon angedeutet – 1946 und 1947 weitere Vertreibungen, die jedoch mit der Eisenbahn in langen Zügen mit gedeckten Güterwagen erfolgten und für die damals schon wohlklingende Namen erfunden wurden, so zum Beispiel Repatriierung, Transfer und natürlich das noch heute gebrauchte Wort Umsiedlung. Die Züge aber fuhren in der großen Mehrzahl in die britische Zone, und von dort wurden die Vertriebenen über die Westzonen verteilt. Die Gemeinden in der Sowjetzone erfuhren dadurch nur noch wenig Zuzug. Lebten nämlich die Familien von einzelnen dieser „Spätaussiedler“ – auch dieser Name wurde damals erfunden – in der Sowjetzone, so geschah es kaum, daß die später Vertriebenen zu ihren Familien in die Sowjetzone kamen. In den weitaus meisten Fällen veranlaßten sie ihre Angehörigen, nach dem Westen zu fliehen.

Weiterwanderung nach Westen

Diese Bevölkerungsbewegung wuchs sich in den fünfziger Jahren zu einem massenhaften Exodus aus. Waren viele während der endvierziger Jahre noch in

der Nähe der Oder-Neiße-Grenze geblieben, weil sie noch immer auf eine Rückkehr in die Heimat hofften und die Endgültigkeit der Vertreibung einfach nicht glauben konnten, so schwand diese Hoffnung zu Beginn der fünfziger Jahre mehr und mehr. Eine innere Bindung an das so armselige Brandenburger Land hatte kaum jemand unter ihnen aufgebaut, und so zogen sie weiter. In Berlin gab es noch keine Mauer, und die grüne Grenze nach Niedersachsen, nach Hessen und nach Bayern war zwar damals schon streng bewacht, doch ein Durchkommen noch immer möglich. So machten sich viele auf den Weg, wiederum mit radikal vermindertem Gepäck; doch das nahmen viele nicht so tragisch, weil sie ja darin gewissermaßen geübt waren.

Im Bistum Meißen, in dem ich damals Dienst tat, zählte man 1952 noch über 538.500 Katholiken, darunter mindestens die Hälfte Heimatvertriebene. Im Jahre 1962 – ein Jahr nach Errichtung der Berliner Mauer waren nur noch 363.900 übriggeblieben. Dadurch sank der Katholikenanteil an der Gesamtbevölkerung des Bistums von 8,2% auf 6,15%. Natürlich flohen auch alteingesessene Bürger nach dem Westen, doch war ihr Anteil an der Gesamtzahl nur gering. Insgesamt zogen ja bis zum Bau der Mauer etwa 3,5 Millionen Menschen aus der DDR nach der Altbundesrepublik.

Viele, die aus unseren Gemeinden abwanderten, verabschiedeten sich vorher von ihrem Pfarrer. Häufig hörte ich von ihnen die Begründung, daß sie ihre Kinder dem starken sozialistischen Einfluß der Schule entziehen wollten; andere sagten, daß sie eine Rückkehr in die Heimat nicht mehr erhofften und sich nun in Freiheit ein neues Leben aufbauen wollten. Nicht wenigen konnte man auch Empfehlungen an befreundete Pfarrer oder an andere Bekannte mitgeben. Nach dem Bau der Mauer und der hermetischen Abschottung der Grenze war der große Auszug zwar vorübergehend gestoppt, begann aber bald wieder und wuchs bis zum Ende der DDR ständig an.

Bei vielen Priestern blieb über Jahrzehnte das Bewußtsein lebendig, daß viele Vertriebene besonderer seelsorglicher Aufmerksamkeit bedürfen. Doch als dann im Jahre 1989 die Mauer fiel und bald die ersten Heimattreffen im Cottbuser Raum stattfanden, gab es ein großes Erstaunen, wieviele aus verschiedenen niederschlesischen Orten zurückgeblieben waren und sich nun endlich zusammenfinden konnten. In Kolkwitz bei Cottbus zum Beispiel trafen sich die Vertriebenen aus dem Kreis Freystadt. Kolkwitz wurde von den Organisatoren deshalb gewählt, weil es dort eine Gaststätte mit einem besonders großen Saal gibt. Der Raum war in den Jahren nach der „Wende“ stets hoffnungslos überfüllt.

Für mich war das nicht nur ein frohes, sondern auch ein bedenkenwertes Ereignis. Denn – wie gesagt – war ich achtzehn Jahre Pfarrer in Cottbus, wohl

wissend, daß ein großer Anteil der Gemeinde aus Vertriebenen bestand; doch ihre wirkliche Zahl und das immer noch starke Bedürfnis sich zu versammeln, hatte ich um Größenordnungen unterschätzt.

Die Vertriebenen- und Aussiedlerseelsorge der Deutschen Bischofskonferenz

Grundlinien der Neuordnung

P. Dr. Hans Langendörfer SJ

Das Schicksal der Vertreibung hat die Betroffenen der Möglichkeit beraubt, weiterhin in einem umrissenen Siedlungsgebiet gemeinsam zu leben. Die Bande der Nachbarschaft und räumlichen Verbundenheit gingen verloren, die Menschen wurden auseinandergerissen. Es verschlug sie in praktisch alle Teile des Nachkriegsdeutschlands. Genauso ist es den Aussiedlern verwehrt, in Deutschland räumlich miteinander verbunden zu siedeln.

In dieser Situation ist die Pflege des heimatlichen Brauchtums und die gemeinsame religiöse Praxis in der von früher bekannten Weise sehr erschwert. Es bedarf der verschiedensten Treffen und Vorkehrungen, um auch in der neuen Heimat die angestammten Traditionen zu bewahren. Für die Kirche heißt das, daß sie einesteils so gut wie möglich vor Ort – in den Pfarreien und Diözesen – Hilfen schuf, die es gestatten, die Frömmigkeitsformen, die aus der früheren Heimat mitgebracht wurden, wenigstens hin und wieder gemeinsam zu pflegen. Sehr rasch wurde die Vertriebenen-seelsorge aber auch eine gemeinsame Aufgabe der Bistümer, die nach bundesweiten Strukturen verlangt. Zur Ergänzung der örtlichen und regionalen Anstrengungen wurden schon früh Verantwortliche (Apostolische bzw. Kanonische Visitatoren und Beauftragte der Deutschen Bischofskonferenz) berufen, denen auf überdiözesaner Ebene die Sorge für die Priester und Gläubigen der verschiedenen Vertreibungsgebiete oblag. Teils hatten sie auch gewisse Jurisdiktionsbefugnisse gegenüber dem ihnen zugeordneten Klerus. Dadurch wurde dem Umstand Rechnung getragen, daß es eine abschließende Ordnung der politischen Verhältnisse und korrespondierende kirchliche Entscheidungen noch nicht gab.

Zum Jahresbeginn 1999 ist eine neue, deutlich auf Kontinuität bedachte Ordnung der Vertriebenen- und Aussiedlerseelsorge in Kraft getreten. Sie wurde im Zusammenwirken aller in diesem Bereich Verantwortlichen erarbeitet und

von der Deutschen Bischofskonferenz beschlossen (23./24.11.1998). Die neue Ordnung trägt den gewandelten Verhältnissen Rechnung und knüpft daran an, daß es unterdessen eine politische Neuordnung Europas gibt, die Beachtung verdient. Letzteres zeigt sich vor allem darin, daß eine besondere Jurisdiktion, die auf die Bistumszugehörigkeit in der Zeit vor der Vertreibung Bezug nimmt, nicht mehr fortbesteht.

Nach wie vor soll diese Seelsorge die speziellen Bemühungen der Bistümer ergänzen und vervollständigen. Unverändert ist es ihre vornehmste Aufgabe, daß sie den Menschen hilft, die geistlichen Traditionen der verschiedenen Herkunftsgebiete zu bewahren. Diese Hilfe ist wichtig, um die spirituelle Identität im Prozeß der Integration in die neue Umgebung beachten und fortentwickeln zu können. Hinzu kommt, daß die Seelsorge eine tragfähige Aussöhnung auf der Grundlage des christlichen Glaubens sowie historischer Wahrheit und Gerechtigkeit fördern soll. Sie trägt dazu bei, daß das Bewußtsein für das Unrecht jeder Vertreibung ausgebildet und geschärft wird.

Strukturen bleiben erhalten

Wie es die Vorgehensweise der Deutschen Bischofskonferenz, die für bestimmte Bereiche Kommissionen gebildet hat, nahelegt, ist die Vertriebenen- und Aussiedlerseelsorge wie schon in der Vergangenheit der Pastoralkommission (III) der Bischofskonferenz zugeordnet. Die Pastoralkommission trägt gegenüber der Bischofskonferenz die Verantwortung dafür, daß dieser Seelsorgsbereich mit Leben erfüllt wird. Ein Mitglied der Kommission nimmt sich als „Beauftragter für die Vertriebenen- und Aussiedlerseelsorge“ dieser Aufgaben in besonderer Weise an. Der Beauftragte leitet die speziellen Organe der Zusammenarbeit in diesem Seelsorgsbereich, z. B die neu geschaffene Konferenz der Visitatoren und eine neue „Arbeitsgruppe Vertriebenenseelsorge“. Außerdem stellt er durch entsprechende Kontakte sicher, daß der Sachverstand des „Katholischen Flüchtlingsrates in Deutschland“, einer kirchlichen Vertriebenenorganisation, für die Arbeit der Bischofskonferenz genutzt werden kann.

Dreh- und Angelpunkt auch der neuen Ordnung ist die Arbeit der Visitatoren, die für die überdiözesane Seelsorge an den in Deutschland lebenden Gläubigen der verschiedenen Herkunftsbereiche verantwortlich sind. In einer weithin zufriedenstellenden Einteilung gibt es Visitatoren für die Seelsorge an den Deutschen aus dem Erzbistum Breslau, dem Bistum Ermland, der Freien Prälatur Schneidemühl, dem Bistum Danzig, der Grafschaft Glatz, dem Generalvikariat Branitz, an den Sudeten- und Karpatendeutschen, den Rußlanddeutschen sowie den Donauschwaben und Deutschen aus Südosteuropa. Die Visitatoren werden

für jeweils fünf Jahre berufen; allerdings wird sich das Mandat der Prälaten, die bislang als Apostolischer oder Kanonischer Visitor wirkten, bis zum Wechsel in den Ruhestand von selbst verlängern.

Die Apostolischen und Kanonischen Visitatoren hatten schon in der Vergangenheit sichergestellt, daß sie Unterstützung von Gremien aus dem Bereich des Klerus und der Laien erhielten. Die Neuordnung empfiehlt folgerichtig, daß es auch künftig Gremien gibt, die die angemessene Mitwirkung der Priester und Gläubigen gestatten. Damit ist ein Weg gewiesen, der für die Konsistorien, Pastoralräte und ähnlichen Gremien der bisherigen Visitatoren von Bedeutung ist.

Obschon die neue Ordnung noch stärker als ihre Vorgängerin auf die Seelsorge abheben kann und die Aufgaben, die mit der Jurisdiktion der Apostolischen Visitatoren verbunden waren, wegen des vom Apostolischen Stuhl verfügbaren Erlöschens dieser Ämter nicht mehr in Betracht ziehen muß, bleibt doch noch die Frage offen, wie es um die Inkardination der Priester steht, über die die Apostolischen Visitatoren bislang (ergänzend zu den Ortsbischöfen) Jurisdiktion hatten. Diesbezüglich hat der Apostolische Stuhl festgelegt, daß sie – vorbehaltlich anderslautender Einzelfallregelungen – in dem Bistum inkardiniert sein sollen, in dem sie wohnen und wirken.

Eine so umfangreiche und differenzierte überdiözesane Seelsorge hat selbstverständlich einen entsprechenden Finanzbedarf. Die Deutsche Bischofskonferenz hat entschieden, daß die Finanzmittel, die für die Vertriebenen- und Aussiedlerseelsorge im Jahreshaushalt des Verbandes der Diözesen Deutschlands eingestellt werden, in gleicher Höhe wie bisher erhalten bleiben. Es wird lediglich die Kürzungen geben, die wegen der schlechteren Finanzlage allgemein erforderlich sind und alle Zuweisungsempfänger betreffen. Über die gerechte Ausgestaltung der Finanzzuweisungen an die einzelnen Visitatoren sowie über die Zukunft der beiden Arbeitsstellen, die die Bischofskonferenz zur Erbringung gewisser Leistungen an die Vertriebenen in München und Münster geschaffen hatte, muß noch abschließend entschieden werden.

Man darf hoffen, daß die Ordnung der überdiözesanen Vertriebenen- und Aussiedlerseelsorge, die an die guten Erfahrungen der Vergangenheit anknüpft und sie in die Zukunft weiterführen möchte, die ihr gestellten Aufgaben in guter Weise erfüllt und der Bischofskonferenz und allen in diesem Seelsorgsbereich Tätigen eine solide Grundlage für die Arbeit der kommenden Jahre ist.

Herkunftsgebiete der Heimatvertriebenen

Branitz

1. Als der Erste Schlesische Krieg von Friedrich II. ohne Kriegserklärung im Dezember 1740 begonnen wurde, war das Land an der oberen Oppa sehr bald preußisch, endgültig im Friedensschluß vom 28. Juni 1742. In der Kirchenpolitik war Friedrich II. auf Neuerungen bedacht. Seine Grenzziehung ging quer durch die Diözesen Breslau, Prag und Olmütz. Bei der Erzdiözese Olmütz handelte es sich um den größten Teil des Leobschützer Kreises und um das Hultschiner Ländchen sowie einen Teil des Kreises Ratibor (ca. 131.000 Gläubige). Der neugebildete Bezirk wurde als „Kommissariat Katscher“ einem Kommissar unterstellt. Er hatte weitgehende Jurisdiktionsvollmachten. Der „Distrikt Katscher“, das spätere Generalvikariat Branitz, blieb bis zuletzt ein eigener Jurisdiktionsbezirk, der mit Olmütz verbunden war. – Für Katscher ernannte der jeweilige Erzbischof von Olmütz einen Kommissar mit Sitz in dieser Stadt. Von 1742 bis 1945 waren es elf Kommissare. Bis 1916 wurde das Gebiet von Katscher aus verwaltet. Der letzte Kommissar war der spätere Bischof Joseph Martin Nathan, der 1924 zum Generalvikar für den Branitzer Anteil von Olmütz ernannt wurde. Er blieb – wie zuvor als Pfarrer – in Branitz. Er starb als letzter deutscher Oberhirte des Gebietes am 30. Januar 1947 zu Troppau in der Verbannung.

2. Nach der Vertreibung war Kanonikus Emil Komarek, einstiger Pfarrer von Katscher, der Vertreter der Priester aus dem Generalvikariat Branitz. Er blieb es bis zu seinem Tod (20.6.1955). Dann sollte diese Aufgabe auf den Glatzer Großdechanten übergehen, was aber eine unzureichende Lösung darstellte. Dieser kannte die Geistlichkeit, aber auch die Verhältnisse des Branitzer Landes nicht. Durch dessen Tod (24.2.1962) wurde die Frage einer amtlichen Vertretung für beide Anteile besonders aktuell. So erwies es sich als hilfreich, mit Dekret vom 30. November 1962 das Amt des „Kanonischen Visitators“ einzurichten. Dies geschah durch Joseph Kardinal Frings, der hier auf Grund Apostolischer Vollmacht handelte. Für den Branitzer Anteil bekam Eduard Beigel, bis zur Vertreibung Pfarrer von Sauerwitz im Generalvikariat Branitz, die Aufgabe eines Kanonischen Visitators für das Generalvikariat Branitz übertragen (Dekret vom 19.1.1963). Wie Bischof Nathan wurde – wegen des weiter geltenden Konkordates – Prälat Beigel Mitglied der Deutschen Bischofskonferenz. Die Kirche verband in der Visitatorentätigkeit ihre jurisdiktionelle Verpflichtung mit dem pastoralen Auftrag. Zwar war der Kanonische Visitator nicht Jurisdiktionsträger gegenüber den Priestern; sie blieben, was Branitz an-

geht, in Olmütz inkardiniert und galten dort als außerhalb des Bistums befindliche Priester. Doch der Zusammenhalt auf Grund des diözesanen Heimatverbandes war groß. Die Pfarrer wußten sich in der Nachkriegsnot ihren heimatlos gewordenen Pfarrangehörigen verpflichtet. Sie fanden sich mit ihren weit verstreut lebenden Pfarrfamilien bei „Heimattreffen“, bei heimatlich geprägten Wallfahrten, bei Eucharistiefeiern. Ausgehend von diesen Veranstaltungen, konnte der Visitor vielfältige Aufträge wahrnehmen, welche die diözesane „Restverwaltung“ und die Betreuung des geistlichen und kulturellen Erbes betrafen.

Zwei Jahrzehnte hatte Prälat Beigel das Amt des Kanonischen Visitors ausgeübt, als der Branitzer Priesterkonsult einen Dreiervorschlag zur Nachfolge des noch im Dienst befindlichen Visitors einbrachte. Die Bischofskonferenz stimmte in Fulda bei der Herbstvollversammlung 1982 zu, Dr. Wolfgang Grocholl das Amt zu übertragen. Der nunmehr zweite Visitor – im Osten geboren, im Westen geweiht und bislang im Schuldienst tätig – sollte neue Impulse für die Vertriebenenpastoral entwickeln und Kontakte zur Kirche im Branitzer Land herstellen: zur Diözese Oppeln, der es jetzt angehört, auch zur neu entstandenen Diözese Mährisch-Ostau/Troppau, wo gemeinsame Wurzeln bestehen. So formulierte Kardinal Höffner am 27. September 1982: *„Auf Vorschlag des für die Vertriebenenfragen zuständigen Bischofs von Hildesheim und mit Zustimmung Ihres Ordinarius, des Bischofs von Rottenburg-Stuttgart, bezeichne ich Sie gemäß einem Beschluß der Deutschen Bischofskonferenz zum Kanonischen Visitor für die Priester und Gläubigen des deutschen Anteils der Erzdiözese Olmütz (Generalvikariat Branitz), die im Gebiet der Deutschen Bischofskonferenz leben. Ihre Aufgabe ist es, für das geistliche Wohl der Ihnen anvertrauten Priester und Gläubigen aus dem genannten Gebiet Sorge zu tragen. Wenn auch mit Ihrem Amt keinerlei Jurisdiktion verbunden ist, hoffen die deutschen Bischöfe doch sehr, daß Ihre Sorge und Mühe um die Priester und Gläubigen des deutschen Anteils der Erzdiözese Olmütz reiche geistliche Frucht bringen wird. Mit Ihrer Ernennung zum Kanonischen Visitor sind Sie gemäß dem Statut der Deutschen Bischofskonferenz auch Mitglied dieser Konferenz...“*

Die Wende von 1989/1990 bewirkte das Erlöschen dieses Amtes in der Deutschen Bischofskonferenz.

Breslau

Die herausgehobene Stellung des Katholizismus in Schlesien findet nicht nur Ausdruck in bedeutenden Männern und Frauen dieses Jahrhunderts aus Schlesien wie zum Beispiel Bernhard Lichtenberg oder Edith Stein, sondern auch in der Tatsache, daß der letzte deutsche Erzbischof von Breslau, Adolf Kardinal Bertram, von 1920 bis 1945 Vorsitzender der Fuldaer Bischofskonferenz war. Als dieser am 6. Juli 1945 im Alter von 86 Jahren stirbt, wählt das Domkapitel Dr. Ferdinand Piontek zum Kapitelsvikar (d. h. zum Verwalter bis zur Neuwahl). In diese Situation hinein fällt die Entscheidung und Bestimmung der Potsdamer Konferenz über die Ausweisung der deutschen Bevölkerung u. a. auch aus den polnisch verwalteten deutschen Ostgebieten. Über drei Millionen Schlesier werden in das verbliebene Deutschland westlich von Oder und Neiße vertrieben; rund eine Million Menschen können in der Heimat bleiben, meist in Oberschlesien. In Ostdeutschland reagiert in dieser Umbruchsituation der damalige Primas von Polen, August Kardinal Hlond, überraschend schnell. Um neue Fakten bei der Organisation der polnischen Kirche in den „wiedergewonnen Gebieten“ zu schaffen, wird u. a. auch der Breslauer Kapitelsvikar Dr. Ferdinand Piontek von Kardinal Hlond zur Abdankung gezwungen, da Hlond auf päpstliche Vollmachten verweist – was neuere wissenschaftliche Arbeiten widerlegen. Durch dieses Vorgehen erhält das kirchliche Leben in Schlesien eine völlig neuartige polnische Prägung; die deutsche Geschichte in Schlesien erfährt ein nahezu abruptes Ende.

Die religiöse Identität der deutschen katholischen Schlesier setzt sich nach dem Zweiten Weltkrieg in der Vertreibung in mannigfachen Formen fort. Durch Gottesdienste und Wallfahrten, in Gemeinschaften, durch Heimattreffen und Publikationen in Büchern und Zeitschriften sowie in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung werden Geschichte, Kultur und religiöses Brauchtum durch die Erlebnisgeneration und ihre Priester auch in der Zerstreuung bewahrt und weitergegeben. Noch bevor es in den Besatzungszonen erlaubt ist, die eher politisch orientierten Landsmannschaftlichen Gruppierungen zu gründen, kommt es 1946 in München zur Errichtung einer kirchlichen schlesischen Laienorganisation, der „Eichendorffgilde“, nach deren Vorbild sich schon bald in verschiedenen Städten der Bundesrepublik weitere Eichendorffgilden bilden. Darauf aufbauend wird 1958 das „Heimatwerk Schlesischer Katholiken“ gegründet, in dem seither die verschiedensten Gruppen zusammengefaßt sind, in denen Schlesier oder an Schlesien Interessierte in der Bundesrepublik tätig sind, etwa die „Eichendorffgilden“, Pfarrgemeinschaften oder persönliche Förderer. Bis heute werden in jährlichen Tagungen und Mitgliederversammlungen wichtige Anliegen und Fragestellungen der vertriebenen und ausgesiedelten

Schlesier sowie der deutschen Volksgruppe in Schlesien behandelt. Bei Tagungen eines historisch-politischen Arbeitskreises werden Fragen der Geschichte, der Politik und des Völkerrechts thematisiert. Das Heimatwerk nimmt darüber hinaus zu bestimmten Vorgängen öffentlich Stellung. Es pflegt Kontakte zum noch deutschen Teil der ehemaligen Heimatdiözese, dem Bistum Görlitz, und zur katholischen Kirche in Polen, besonders zu den heute auf schlesischem Boden liegenden Diözesen und den dort verbliebenen deutschen Bevölkerungsteilen. Die häufigen Kontakte mit Schlesien tragen Früchte und führen zwischen Polen und Deutschen zu gegenseitigem Wohlwollen, zu Hilfestellung und zum Verständnis der gegenwärtigen Probleme beider benachbarter Völker. Das Heimtwerk wirkt in Deutschland mit Delegierten in weiteren schlesischen, katholischen oder ökumenischen Gremien mit. Vor dem Hintergrund der eigenen leidvollen Erfahrungen durch den „Neuanfang in der Fremde“ leisten zudem die schlesischen Katholiken einen wesentlichen Beitrag für die Integration von Aussiedlern und Fremden in Deutschland.

Ferner wird bereits 1953 das „Schlesische Priesterwerk“ gegründet. Hier kommen bis heute Priester, Ordensleute sowie Theologiestudenten zusammen, die entweder aus Schlesien stammen oder die sich – durch die Familientradition mit Schlesien verbunden wissen. Bei regelmäßigen Tagungen und Zusammenkünften werden unterschiedliche Themen, vor allem aus dem theologisch-spirituellen Bereich, behandelt. Jährlich erscheinen die „Nachrichten für die schlesischen Priester und Ordensleute“.

Der Aufbau und die Entwicklung der Vertriebenenseelsorge an den katholischen Schlesiern vollzieht sich somit in einer bestimmten Eigendynamik, die jedoch vom Fehlen einer hierarchischen Spitze geprägt ist. Um in Kirche und Gesellschaft das Anliegen der vertriebenen Schlesier aufrechtzuerhalten, bleibt das Begehren der Schlesier nach einem kirchlichen Oberhaupt lange nach dem Zweiten Weltkrieg unberücksichtigt. Der in Görlitz „festsitzende“ Breslauer Kapitelsvikar Dr. Ferdinand Piontek kann diese Aufgabe nicht wahrnehmen. Mit Prälat Oskar Golombeck ist zunächst eine zentrale Integrationsfigur für die schlesischen Katholiken in der Bundesrepublik gefunden. Doch erst 1964 wird er von der Fuldaer Bischofskonferenz offiziell zum „Sprecher der vertriebenen Priester der Erzdiözese Breslau in den Diözesen der Bundesrepublik Deutschland“ ernannt. Diese wichtige Aufgabe übernimmt er bis zu seinem Tod am 28. April 1972. In der Folge der Ostverträge von 1970, ratifiziert am 23. Mai 1972, setzt Papst Paul VI. im Oktober 1972 für die in der Bundesrepublik lebenden Schlesier Prälat Hubert Thienel als „Apostolischen Visitator für die Priester und Gläubigen aus dem Erzbistum Breslau“ ein. Als kirchlichem Oberhaupt der Schlesier steht ihm zur Beratung ein (aus Priestern gebildetes) Konsistorium und ein Pastoralrat (aus Priestern und Laien) zur Seite. Als Mit-

teilungsorgan gibt der Apostolische Visitator seit 1972 den „Heimatbrief der Katholiken aus dem Erzbistum Breslau“ heraus. Der „Heimatbrief“ wird in beachtlicher Zahl auch von der deutschen Volksgruppe in Schlesien abonniert. Ferner erscheint in unregelmäßiger Folge die „Schriftenreihe der Apostolischen Visitatur Breslau“ mit Monographien zu zeitgeschichtlichen und aktuellen Fragestellungen. Dem besonderen Anliegen des jetzigen Apostolischen Visitators, Prälat Winfried König, als Brückenbauer zwischen West und Ost zu fungieren, fühlt sich speziell die „Gemeinschaft für deutsch-polnische Verständigung. Jugendinitiative im Heimatwerk schlesischer Katholiken“ (GDPV) verbunden. Diese Gemeinsamkeit nutzen junge Menschen in der GDPV, um durch ihre Tagungen und Unternehmungen auf christlichem Fundament die Überwindung der Ost-West-Spaltung Europas und die deutsch-polnische Verständigung in beeindruckender Weise mitzugestalten.

Ermland

Der Visitator Ermland ist kirchliches Oberhaupt der nach dem Zweiten Weltkrieg aus der Diözese Ermland vertriebenen Katholiken. Diese – nun in der Zerstreuung lebenden – scharten sich in ihrer Not um ihren Bischof Maximilian Kaller, der von Papst Pius XII. zum Vertriebenenbischof ernannt wurde.

Nach seinem Tode wurde 1947 Arthur Kather zum Kapitularvikar, d. h. zum Verwalter der Diözese, gewählt und damit das Weiterbestehen der kirchlichen Gemeinschaft der Ermländer gewährleistet. Unter Prälat Kather schlossen sich die Ermländer in der „Ermlandfamilie“ zusammen. Ihm folgte in gleicher Eigenschaft 1957 Prälat Paul Hoppe. Als mit der kirchlichen Neuregelung der Ostdiözesen das Amt des Kapitularvikars erlosch, wurde er von Papst Paul VI. zum Apostolischen Visitator ernannt. Von 1975 bis 1998 hatte Prälat Johannes Schwalke dieses Amt inne.

Dem Visitator Ermland stehen bei der Ausübung seines Amtes als Beratungsgremien das Konsistorium und die Ermländervertretung zur Seite. Die Mitglieder des Konsistoriums werden vom Visitator berufen. Die Ermländervertretung wird alle vier Jahre von den Ermländern durch Briefwahl gewählt. Leitungsgremium ist der von der Ermländervertretung gewählte Ermländerrat.

Die Verbindung zwischen den Ermländern in Deutschland und in der Welt schaffen die vom Visitator herausgegebenen „Ermlandbriefe“. Sie erscheinen viermal jährlich in einer Auflage von z. Zt. 28.000 Exemplaren. Neben Erinnerungen an die Heimat, „Familien“-Nachrichten, Suchanzeigen und Hinweisen auf Veranstaltungen enthält die Zeitung vor allem religiöse Unterweisung.

Seit 1961 ist das aus Spenden errichtete Ermlandhaus in Münster Amtssitz des Visitators und religiöses, geistiges und organisatorisches Zentrum der Ermländer. Im Auftrag des Visitators werden Wallfahrten, Treffen und Tagungen ganzjährig im gesamten Bundesgebiet durchgeführt.

Zur seit 1947 jährlich im Mai stattfindenden Ermländer-Wallfahrt in Werl kommen noch heute zwischen 8.000 bis 10.000 Gläubige, darunter viele aus den neuen Bundesländern und der alten Heimat. Bei den mit den zahlreichen Treffen stets verbundenen Gottesdiensten werden Lieder aus dem heimatlichen Gesangbuch gesungen. Die 1958 erstmals herausgegebene Auswahl liegt heute in einer Auflage von 34.000 vor. Diese Zusammenkünfte finden für Klerus, Frauen, Jugend und für allgemeine Gruppen statt. Besonders in der Passions- und Adventszeit sowie zu den kirchlichen Hochfesten häufen sich diese Veranstaltungen.

Schon über zwei Jahrzehnte werden jährlich Studientage abgehalten, die sich mit Glaubensfragen auseinandersetzen, kirchliche wie politische Zeitfragen erörtern, sich mit ermländischer und der Geschichte deutsch-polnischer Nachbarschaft beschäftigen. Einen besonderen Bereich der Seelsorge nimmt die Versöhnung und Verständigung zwischen den in Deutschland wohnenden Ermländern und den jetzigen Bewohnern des früheren Diözesangebietes ein. So pflegt der Visitator gute Kontakte zum Erzbischof und vielen Priestern der Diözese Warmia, wo heute an verschiedenen Orten auch deutschsprachige Gottesdienste gefeiert werden. Mit der Seelsorge an der deutschen Minderheit ist im Einvernehmen mit dem Visitator ein deutscher Priester betraut.

Die Bischof-Maximilian-Kaller-Stiftung e. V. (Ermländisches Hilfswerk), deren Vorsitzender der Visitator ist, fördert die religiösen, sozial-caritativen und kulturellen Bestrebungen der Ermlandfamilie. Mit ihrer Hilfe, aber auch durch Spendenaufrufe können zahlreiche an den Visitator gerichtete Bitten erfüllt werden. So erhalten z. B. bedürftige Landsleute Beihilfen und Pfarrgemeinden Unterstützung für die Renovierung der Heimatkirchen.

Die unter der geistlichen Leitung des Visitators stehende „Gemeinschaft Junges Ermland“ (GJE) gehört zur „Aktion West-Ost“ im Bund der Deutschen Katholischen Jugend. Sie will jungen Menschen helfen, ihre Aufgabe in Kirche, Volk und Staat als katholische Christen zu erkennen und zu erfüllen. Ein besonderes Anliegen der jungen Ermländer ist, zum Dialog mit den östlichen Nachbarn beizutragen. Die GJE verfügt über eine Beilage in den „Ermlandbriefen“, in der sie über ihre Treffen und Tagungen informiert.

Als weitere mit dem Visitator zusammenarbeitende Einrichtungen sind zu nennen: GJE-Folgegruppen junger Familien „Spätlese“ und „Ermländische Klun-

ker“; Ermländisches Landvolk e. V.; Ermlandkreis Helle; Seniorentagung in Uder, Eichsfeld; Historischer Verein für Ermland e. V.

Grafschaft Glatz

Die Zugehörigkeit der Grafschaft Glatz zu Prag hat äußerlich nicht großes Aufsehen bewirkt, aber diese Bindung an Prag ist der Ursprung für die Eigenständigkeit des katholischen Lebens. Hätte die Grafschaft Glatz zu Breslau gehört, dann wären die Grafschafter auch als Kirche unter den über zwei Millionen Katholiken des Erzbistums Breslau geschluckt worden mit den gut 160.000 Katholiken. Es gäbe keine Wallfahrt nach Werl und Telgte und keinen Grafschafter Klerus.

Am Ende des 12. Jahrhunderts kamen Siedler aus Thüringen, aus der Lausitz und aus Franken in die Grafschaft Glatz. 1810 wurde aus dem „Königlichen Dekanatsamt“ das Großdekanatsamt, und der von Prag ernannte Vikar erhielt von der preußischen Regierung den Titel „Großdechant“, den es in der Kirche nur einmal gibt. 1820 wurde der damalige Großdechant Prälat Dr. Knauer, der später (1843/44) Fürstbischof von Breslau wurde, Ehrendomherr von Breslau. 1920 wurde die Grafschaft Glatz ein Generalvikariat und der Großdechant gleichzeitig Generalvikar des preußischen Anteils der Erzdiözese Prag.

Im August 1945 ließ der polnische Kardinal Hlond die ostdeutschen Bischöfe ihres Amtes entheben, und am 1.9.1945 folgte auch die Amtsenthebung von Großdechant Dr. Franz Monse. Dieser hatte mit seiner Ernennung zum Großdechanten weitere Vollmachten als seine Vorgänger bekommen: er durfte das Pfarrexamen abnehmen, Kapläne und Pfarrer versetzen, mit besonderer Erlaubnis durfte der Großdechant Kircheneinweihungen vornehmen, öffentliche Kapellen und Altäre weihen. Die Firmung behielt sich der Prager Erzbischof und Kardinal vor; mit Kardinal Kaspar kam 1936 der letzte Oberhirte zur Firmung in die Grafschaft Glatz.

Der große Einschnitt des kirchlichen Lebens kam mit der Vertreibung 1946. Die Marienverehrung, durch den Erzbischof Arnestus von Pardubitz gefördert, gehörte zum Leben der Grafschafter. Großdechant Dr. Monse schaffte es nach der Vertreibung in kurzer Zeit, sein Grafschafter Volk wieder zu sammeln in Wallfahrten und Heimattreffen. So war die 1. Wallfahrt bereits am 21.7.1946 an der Kapelle Flucht nach Ägypten in Listrup. Werl und Telgte wurden zur kirchlichen Mitte der Vertriebenenwallfahrt der Grafschafter. Während sich in Werl das Hedwigswerk für die Wallfahrt der Grafschafter und der Sudeten-deutschen stark machte, oblag die Telgter Wallfahrt dem Großdechanten und

seinem Konsult. Die Jugend der Grafschaft Glatz sammelte sich auf seine Initiative zur „Jungen Grafschaft“ und existiert heute noch.

Die aus der Grafschaft Glatz stammenden Theologiestudenten bereiteten sich in Königstein auf ihren Einsatz überwiegend in der Diaspora und in der damals sowjetisch besetzten Zone vor. Nach dem Tod von Großdechant Dr. Monse im Februar 1962 wurde Ende 1962 Leo Christoph sein Nachfolger. Er suchte sofort den Kontakt zu den in der damaligen DDR lebenden Priestern und Studenten aus der Grafschaft Glatz. Leo Christoph sind auch die Bücher über die Kirchen der Grafschaft Glatz zu verdanken.

Nach seiner Emeritierung mit 75 Jahren wurde der letzte in Breslau für die Grafschaft Glatz geweihte Priester, Paul Sommer, sein Nachfolger. Nur sechs Jahre waren ihm beschieden, als Großdechant zu wirken. Unermüdlich war er trotz angeschlagener Gesundheit unterwegs zu seinen Landsleuten. Seiner Liebe zur Musik ist das Kirchenliederbuch der Grafschaft Glatz zu verdanken. 1983 starb er allzufrüh.

Der damalige Diözesanpräses der KAB im Bistum Münster, Franz Jung, wurde von der Deutschen Bischofskonferenz am 22.9.1983 zum Großdechanten ernannt und vom Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz berufen. Großdechant Jung errichtete einen Pastoralrat, der als Laiengremium die pastorale Arbeit mitträgt. Er suchte alle Priester und Schwestern in Deutschland und Europa auf, gab einen erweiterten Priesterschematismus und erstmals einen Schwesternschematismus heraus, der 265 Schwestern aus der Grafschaft Glatz beinhaltet. Der Kontakt zu Theologiestudenten gelang, so daß diese nicht nur nach der Weihe zum Primizsegen nach Telgte kommen, sondern zum Teil auch in der Grafschafter Arbeit mitmachen. Die Beziehungen zu den Grafschafter Missionaren wurde vertieft, ebenfalls der Kontakt zu den Missions-schwwestern aufgenommen. Seit 1989 gibt es einen Missionsfonds für unsere Landsleute in der Mission, so daß diese sich von den Menschen der Heimat getragen wissen.

Seit 1992 finden regelmäßig Heimattreffen in Magdeburg, Freital bei Dresden und Halle statt, inzwischen auch in Buckow in der Märkischen Schweiz, wo viele Grafschafter Musiker wohnen, die seit Jahren unsere Wallfahrt in Telgte musikalisch begleiten. Seit 1992 finden auch jährliche Wallfahrten in die Grafschaft Glatz statt.

Seit der Wende ist es möglich, auch offiziell den Kontakt zu den noch in der Grafschaft Glatz und in Tschechien lebenden Landsleuten aufzunehmen und zu vertiefen. Letztere waren im Frühjahr 1946 in die damalige Tschechoslowakei vom sogenannten böhmischen Winkel (Grenzack, Kudowa) gegangen, weil sie dort Verwandte, Bekannte hatten, und hofften auf eine baldige

Rückkehrmöglichkeit in die Heimat. So ist der Großdechant in den letzten Jahren mit den beiden Gruppen in Kontakt getreten: der deutsche Freundschaftskreis in der Grafschaft Glatz nimmt wie der Freundschaftskreis aus Tschechien an der Wallfahrt in Telgte teil und an der Wallfahrt in die Grafschaft Glatz. Die Landsleute in Tschechien feiern in Grulich und Hronov mit dem Großdechanten jährlich Gottesdienste.

In zweijährigem Rhythmus treffen sich der Pastoralrat und die Ortsverantwortlichen unter der Leitung des Großdechanten, um gemeinsamen Gedankenaustausch zu pflegen. Daraus sind schon bestehende Kontakte zu den in der Grafschaft Glatz lebenden Polen ausgebaut worden, Ortschroniken entstanden, damit die deutsche Geschichte der Grafschaft Glatz nicht in Vergessenheit gerät. Weiter geht es in diesen Gesprächen um den Erhalt der Kirchen und Friedhöfe in der Heimat und um deutsche Gottesdienste in der Grafschaft Glatz.

Im letzten Jahr hat sich der bisherige Rundbrief der Grafschafter Jugend in ein Mitteilungsorgan aller kirchlichen Gruppen umgewandelt. Es gibt die Junge Grafschaft, die Grafschafter Gemeinschaft als Zusammenschluß junger Familien, den älteren Familienkreis, die Seniorengruppe und wie diese seit gut zehn Jahren den Grafschafter Chor, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, musikalisches Kulturgut in religiöser und volkskundlicher Hinsicht zu erhalten und in Gottesdiensten und kulturellen Veranstaltungen zu Gehör zu bringen. Das ganze Grafschafter Gottesvolk lebt und pflegt seine Identität, wo immer es möglich ist.

Freie Prälatur Schneidemühl in der Grenzmark Posen-Westpreußen

Die Freie Prälatur Schneidemühl wurde nach dem Vertrag von Versailles (10. Januar 1920) gebildet und umfaßte die beim Deutschen Reich verbliebenen Teile der Erzdiözese Posen-Gnesen und des Bistums Kulm. Bestand sie zunächst als „Erzbischöfliche Delegatur Tütz“, so verfügte Papst Pius XI. am 1. Mai 1923 die Errichtung der „Apostolischen Administratur Tütz“. Der erste Prälat dieses neuen selbständigen kirchlichen Verwaltungsgebietes war Prälat Robert Weimann. Nach seinem Tode am 10. August 1925 wurde der Pfarrer von St. Michael in Berlin, Maximilian Kaller, vom Hl. Stuhl zum Nachfolger ernannt. Sehr bald verlegte dieser seinen Amtssitz in die Regierungshauptstadt Schneidemühl, der seit dem 21. Juli 1922 bestehenden Grenzmark Posen-Westpreußen. Durch das Konkordat vom 14. Juni 1929 wurde die Errichtung der „Prälatura nullius Schneidemühlensis“ verfügt und dem Metropolitanver-

band Breslau eingegliedert. Prälat M. Kaller wurde 1930 Bischof von Ermland. Sein Nachfolger wurde Prälat Dr. Hartz.

1942 umfaßte das Gebiet der Prälatur Schneidemühl acht Dekanate mit 75 Pfarreien, 11 Lokalvikarien, 1 Kuratie und 69 Filialkirchen sowie weiteren Gottesdienststationen.

133 Weltpriester betreuten 134.766 Katholiken, das entsprach 39,92 % der Gesamtbevölkerung der Grenzmark Posen-Westpreußen. Drei Ordenshäuser („Gesellschaft des göttlichen Wortes“; „Missionare v. d. Hl. Familie“; „Zisterzienser v. d. strengen Observanz-Trappisten“) waren mit 11 Patres besetzt. Hinzu kamen fünf Schwestern-Kongregationen („Graue Schwestern v. d. hl. Elisabeth“; „Schwestern vom hl. Karl Borromäus“; „Mägde Mariens v. d. unbefleckten Empfängnis“; „Schwestern v. d. hl. Katharina“; „Marienschwestern – Arme Schwestern von der allerseligsten und unbefleckten Jungfrau Maria“) mit insgesamt 135 Ordensschwestern und weiteren 10 Caritasschwestern. 14 Theologiestudierende befanden sich in der Wehrmacht. Die Theologen studierten in Braunsberg (Ermland), in Fulda und in Frankfurt St. Georgen.

26 Priester wurden unter Hitlers Terrorregime verhaftet, kamen in Gefängnisse oder wurden des Landes verwiesen. Von diesen mußten acht Priester in Konzentrationslager, von denen drei unter grausamen Umständen ermordet wurden. Weitere 25 Priester gaben ihr Leben beim Einzug der russischen Armee. Von deren Leiden zeugt das Buch „Die Vollendeten – vom Opfertod grenzmärkischer Priester 1945–1946“ von Dr. theol. Johannes Schulz.

Ein Verzeichnis der Priester aus der Prälatur Schneidemühl wurde erstmals Ende 1946 vom Caritas-Sekretariat für das Erzbistum Paderborn, Abt. Suchdienst herausgegeben. Es wurden 98 lebende Priester der Prälatur aufgeführt, von denen 22 in der Heimat verblieben seien.

Im folgenden Schematismus, herausgegeben am 1.1.1948 durch Prälat Dr. Hartz, werden 109 Priester und Ordenspriester aufgeführt, von denen drei Priester in Rußland verschollen sind. Weitere 14 Priester sind in der Heimat verblieben, 18 Priester haben eine Anstellung im Bereich der sowjetisch besetzten Zone und 74 im Bereich der Westzonen gefunden.

Publikationen: Seit 1948 wird dreimal jährlich der Johannesbote als Kirchenzeitung für Priester und Gläubige aus der Freien Prälatur Schneidemühl herausgegeben. Auflage z. Zt. ca. 3.000 Exemplare. Neuauflage: „Die Apostolische Administratur Schneidemühl“ von 1928. Neu: „Ein Priesterleben in schicksalsschwerer Zeit“ (Bonin) u. a. Schriften.

Immer haben die Oberhirten und die Priester der Prälatur ihre Aufgabe darin gesehen, die Verbindung zum heimatlichen Wurzelgrund lebendig zu halten, das geistige und geistliche Erbe in die neue Heimat einzubringen, die Versöhnung mit den polnischen Brüdern und Schwestern zu fördern, die gemeinsame leidvolle Geschichte aufzuarbeiten, das Bewußtsein von Recht und Gerechtigkeit nicht verkümmern zu lassen und in bescheidenem Maße kleine Bausteine zu setzen, daß ein freies und christliches Europa eines Tages Wirklichkeit werden kann. Dazu gehört auch, die geistige und religiöse Heimatlosigkeit unserer Tage abzubauen und die Heimat und Geborgenheit in Gott aufbauen zu helfen.

Danzig

Nach dem Ersten Weltkrieg wurde durch den Vertrag von Versailles Danzig mit der Weichselniederung ohne Volksabstimmung vom Deutschen Reich abgetrennt und zum Freistaat unter Völkerbundmandat ausgerufen. Um der neuen völkerrechtlichen Lage Rechnung zu tragen, errichtete der Heilige Stuhl die Diözese Danzig, die mit dem Freistaat deckungsgleich war. Das neue Bistum setzte sich aus zwei alten Diözesangebietten zusammen: östlich der Weichsel (bis zur Nogat) Gebiete vom Ermland und westlich der Weichsel von der Diözese Kulm. Die neue Diözese umfaßte 150.000 Katholiken. Die meisten lebten in Diasporaverhältnissen. Der Bischof von Danzig war direkt Rom unterstellt und gehörte zu keiner Bischofskonferenz. Auch nach der zwangsweisen Rückgliederung an das Deutsche Reich 1939 wurde Danzig kein deutsches Konkordatsgebiet. Der erste Bischof von Danzig war Graf O'Rourke, der als Bischof von Riga resigniert hatte. In Danzig geriet er immer stärker in Konflikte, die durch die polnischen Minderheitsfragen (5 %) einerseits und andererseits durch die nationalsozialistische Bewegung bedingt wurden, und resignierte 1938. Nach der Eroberung durch die Rote Armee 1945 wurde im Sommer desselben Jahres von der polnischen Regierung die Vertreibung der deutschen Bevölkerung vorgenommen und der damalige Bischof von Danzig, Dr. Carl-Maria Splet, verhaftet, und die Gemeinden der Diözesen wurden zerschlagen.

Während der Bischof 1946 zu acht Jahren Zuchthaus in einem Schauprozeß, der gegen den Vatikan geführt wurde, verurteilt wurde, begannen sich in der englischen Besatzungszone Deutschlands aufgrund von Initiativen Danziger Kapläne katholische Jugendliche aus Danzig auf der Jugendburg Gemen zu treffen. Schon 1947 versuchten diese Jugendlichen, mit der polnischen Jugend in Danzig einen Gesprächsfaden zu knüpfen. Aus diesen jährlichen Jugendtreffen entwickelte sich später das Bildungswerk der Katholiken Danzigs als Adalbertus-Werk e. V., das bis heute als selbständiger Verein fortbesteht. Die

Hauptinitiative zum Treffen in Gemen 1947 ging vom neuen Bischof von Münster, Dr. Michael Keller, aus, der ein Studienfreund von Bischof Dr. Splett war. Der heutige Bischof von Münster, Dr. Reinhard Lettmann, ist der Vertriebenenarbeit auch stark verbunden. In seinem Sprengel leben und wirken alleine vier der Visitatoren, und drei gehören zu seinem Diözesanklerus. Visitatoren, die in seinem Territorium starben, gab er auf Wunsch auf dem Domherren-Friedhof eine letzte Ruhestätte. Bischof Keller holte den früheren Dompfarrer von Danzig-Oliva, Dr. Anton Behrendt, nach Münster und beauftragte ihn, eine Zentralstelle Danziger Katholiken einzurichten. In mehr oder weniger regelmäßigen Abständen wurden an die gesammelten Adressen Danziger Katholiken von Münster aus Rundbriefe versandt, die glaubensstärkend und nach den schlimmen Erlebnissen tröstend auf die früheren Diözesanen wirkten. Damals entstanden auch erste Treffen der erwachsenen Katholiken Danzigs in Westdeutschland. Diese Treffen sind bis heute notwendig, denn durch die Vertreibung wurden nicht nur die Gemeinden zerschlagen, sondern auch die Nachbarschaften. Die Verwandtschafts- und Familienbande werden durch die großen Entfernungen harten Belastungen ausgesetzt. Auf den Treffen findet der Entfremdete ein wenig seine eigene Identität. Treffen, die in der Sowjetischen Besatzungszone von Danziger Priestern veranstaltet wurden, konnten noch einige Zeit in mehr oder weniger großer Heimlichkeit durchgeführt werden, bis die Stasi einen endgültigen Schlußstrich zog. In der SBZ war schon damals die Erwähnung der Herkunft aus Ostdeutschland unerwünscht.

1957 wurde Bischof Dr. Splett nicht nach acht, sondern nach elfeinhalb Jahren aus Haft und Deportation nach Westdeutschland entlassen. Papst Pius XII. beauftragte ihn, den er einen Bekennerbischof nannte, für seine ehemaligen in alle Winde zerstreuten Diözesanen seelsorglich zu wirken. Der Bischof organisierte Wallfahrten und Treffen. Der Grundtenor seiner Seelsorge ist in seinem geistlichen Testament nachzulesen: treu zu Christus und seiner Kirche und in Liebe zur Heimat, in die auch die neuen Bewohner Danzigs integriert sind.

Nach dem plötzlichen Tod des Bischofs im Jahr 1964 ernannte der Heilige Stuhl Dr. Anton Behrendt zum Apostolischen Visitator für den Klerus und die Gläubigen des Bistums Danzig in der Bundesrepublik Deutschland. Nach dessen Tod im Jahre 1968 folgte ihm Prof. Dr. Franz-Josef Wothe. Dieser organisierte, besonders in den Zeiten des Kriegsrechts, nicht nur für Danziger, die 1945 der Vertreibung entgangen waren, Hilfen und Unterstützungen. Als Dr. Wothe emeritierte, wurde 1986 der Seemannspastor Johannes Bieler vom Heiligen Stuhl zum Apostolischen Visitator ernannt.

Dieser belebte das Danziger Priestertreffen neu, das nunmehr jährlich in Fulda stattfindet. Er richtete eine jährliche Wallfahrt nach Aachen zur Kopfreliquie

des hl. Adalbertus von Prag, der der Diözesanpatron Danzigs war, ein. Dank dieser Wallfahrt wurde auch die Adalbertus-Verehrung in Aachen wieder erneuert. Darüber hinaus gibt es neben den großen Wallfahrten nach Rom und Lourdes nun nach der Wende auch Wallfahrten nach Danzig und in das böhmische Heimatland des Apostels der Danziger St. Adalbert. Auf diesen Wallfahrten achtet der Visitor stets darauf, daß Gottesdienste mit Polen bzw. Tschechen gemeinsam gefeiert werden. Daneben treffen sich die Danziger Katholiken in Deutschland regional an 18 verschiedenen Orten in der Bundesrepublik 22mal jährlich. Aus der Diözese Danzig stammen 76 Priester und Diakone, 85 Ordensschwestern und zwei Ordensbrüder.

Der Apostolische Visitor Danzigs gibt monatlich einen Heimatbrief heraus mit einer Auflage von ca. 2.000 Exemplaren. Darüber hinaus erscheint – eine alte Tradition nach über 55 Jahren aufgreifend – jährlich der Adalbertus-Bote, ein katholischer Kalender für Danziger. Regelmäßig zu den großen Festen des Kirchenjahres erhalten Ordensschwestern und Kleriker einen gesonderten Rundbrief. An den Klerus richtet sich der Visitor mit biblisch-asketischen Schriften unter dem Titel „Columnae Gedanensis“.

Donauschwaben

Die Donauschwaben sind die Deutschen, die nach dem Entsatz von Wien (12. September 1683) bis auf wenige Ausnahmen aus verschiedenen südwestdeutschen Gauen, aus Lothringen und dem Elsaß, der deutschen Schweiz und aus Vorderösterreich, im mittleren Donaauraum von der Mündung des Flusses Raab bis zum Eisernen Tor ansässig wurden. Der größte Teil von ihnen zog von der Reichsstadt Ulm aus über Wien ins Ungarland, wo sie in den neugewonnenen menschenleeren Gebieten, den Neuacquistica, das von Kardinal Leopold Kollonich (1613–1707) eingeleitete „Hungarische Einrichtungswerk“ begründeten. Die Ansiedlung erfolgte aufgrund kaiserlicher Patente und dauerte unter Karl VI., Maria Theresia und Joseph II. an.

Die Donauschwaben gerieten im 19. Jahrhundert zunehmend in den Sog magyarisch nationalistischer Strömungen – insbesondere waren sie einem Sprachnationalismus ausgesetzt –, der sich besonders energisch gegen das deutsche Bürgertum in den Städten wandte, weil dieses die ungarischen Städte entscheidend prägte und sowohl wirtschaftlich wie kulturell die führende Rolle im Lande spielte.

Bis 1848 war die erste Phase einer nationalen Assimilation der Minderheiten Ungarns in Schule und Kirche weit gediehen. Mit dem Ausgleich von 1867 erfolgte eine weitere Steigerung in Richtung Assimilierung der in Ungarn leben-

den Nationalitäten. Das Magyarische wurde zur Staatssprache erhoben und drängte das Deutsche kontinuierlich in den Hintergrund, so daß es um die Jahrhundertwende in der Hauptstadt Budapest keine deutschen Schulen mehr gab.

Um die Jahrhundertwende begann die deutsche Minderheit in Ungarn mit einer Gegenbewegung, der Gründung der Ungarländisch-Deutschen Volkspartei (1907) und anderer Vereinigungen. So konnte einer weiteren Behinderung des deutschen Schulwesens entgegengesteuert werden. Mit dem Ende der Donaumonarchie im Oktober/November 1918 fand die herkömmliche Magyarisierungspolitik ihr vorläufiges Ende.

In Ungarn wurde Universitätsprofessor Jakob Bleyer (1874-1933) geistiger Vater des Ungarndeutschtums. Er gründete das „Sonntagsblatt“ (1921) und den „Ungarländischen Deutschen Volksbildungsverein“ (1924). Als Nationalitätenminister war er seit 1919 bestrebt, den Ungarndeutschen schulisch und kulturell weitgehende Minderheitenrechte zu erkämpfen, was in der ungarischen Innenpolitik auf heftigen Widerstand stieß und zu seinem Rücktritt als Minister führte.

In den sehr weit zerstreuten Siedlungsgebieten des nun zu Jugoslawien gehörenden Teils der ehemaligen Habsburgermonarchie (Batschka, Syrmien und Slawonien) fanden die Donauschwaben rasch zu einem Gemeinschaftsbewußtsein. Es wurden Institutionen wie etwa die Private Schulstiftung und eine Lehrerbildungsanstalt gegründet sowie Presseorgane ins Leben gerufen, so daß sich auf kulturellem Gebiet eine Stabilisierung einstellen konnte. Die Mitte der dreißiger Jahre aufbrechenden ideologischen Konflikte zwischen dem katholischen und dem nationalsozialistisch ausgerichteten Lager führten das Donauschwabentum in Jugoslawien in eine Zerreißprobe, die bis in die Kriegsjahre hinein andauerte. Dem Kriegsende auf dem Balkan folgte ein von den Tito-Partisanen verübter Genozid, dem von 1944/45–1948 rund 200 000 Zivilpersonen zum Opfer fielen.

Die enge Zusammenarbeit Rumäniens mit dem Deutschen Reich hatte für die in Rumänien lebenden Banater Schwaben zunächst entscheidende Vorteile gebracht. In Rumänien gelang die Ausbildung eines deutschen Schulwesens zunächst auf staatlicher, dann auf konfessioneller Grundlage, in Temeswar 1920 die Gründung der Katholisch-Deutschen Lehrerbildungsanstalt Banatia, des größten Schulzentrums Südosteuropas. Nach dem Übertritt Rumäniens zu den Alliierten (23.8.1944) wurde das Land von der Roten Armee besetzt. Rund 75.000 Personen aus Rumänien wurden in die Sowjetunion deportiert.

Ein Teil von ihnen wurde bald nach der kommunistischen Machtergreifung in die Baragan-Steppe (Gebiet zwischen dem südöstlichen Karpatenvorland und der Donau) verbannt, wo für 12.800 Familien mit rund 40.000 Personen unter unsäglicher Not 18 neue Dörfer errichtet werden mußten. Unter den rund 75.000 Deportierten waren 35–40.000 Banater Schwaben, 10–15.000 Sathmarer Schwaben, der Rest Siebenbürger Sachsen.

Die meisten Donauschwaben (Ungarndeutsche, Jugoslawiendeutsche, Banater Schwaben und Sathmarer Schwaben) ließen sich nach der Vertreibung in der Bundesrepublik Deutschland nieder. Sie haben dabei Süddeutschland und hier vor allem Baden-Württemberg und Bayern als ursprüngliche Heimat der Vorfahren bevorzugt. Nach den Zahlen des Bundesausgleichsamtes stammten 1964 von den Vertriebenen in der Bundesrepublik Deutschland: aus Jugoslawien 266.000 Personen; aus Rumänien 206.000 Personen; aus Ungarn 187.000 Personen. Als Aussiedler und im Zuge der Familienzusammenführung trafen von 1950–1985 in der Bundesrepublik Deutschland ein: aus Jugoslawien 87.571 Personen; aus Rumänien 178.911 Personen; aus Ungarn 15.048 Personen.

Das St. Gerhards-Werk in Stuttgart ist die Vereinigung der donauschwäbischen Katholiken aus Ungarn, Jugoslawien und Rumänien zur Erhaltung und Förderung des Heimat- und Identitätsbewußtseins auf religiöser Ebene.

Es wurde als eingetragener Verein 1955 gegründet. Zu den Aktivitäten gehören unter anderem die Herausgabe des „Gerhardsboten“ und für die südostdeutschen donauschwäbischen Priester der „Quartalbrief“. Neben der Durchführung von großen Wallfahrten in Altötting (Gelöbniswallfahrt der Donauschwaben), Vertriebenenwallfahrt in Ellwangen, Bad Niedernau, Speyer und Spaichingen gehören hierzu auch folgende Aktivitäten: Abhaltung von Gottesdiensten für Aussiedler und Tagungen religiösen Charakters für die Donauschwaben.

Im Sinne der Brückenfunktion hält das St. Gerhards-Werk regen Kontakt zur in Ungarn verbliebenen Restgruppe der Ungarndeutschen. Etwa die Hälfte der Ungarndeutschen ist von der Vertreibung aus ihrer angestammten Heimat verschont geblieben. Auch nach Rumänien bestehen intensive Kontakte, insbesondere zum Bistum Temeswar. Das Bistum mit Bischof Sebastian Kräuter an der Spitze hat noch 160 Pfarreien, in denen das Deutsche bei Gottesdiensten im Gebrauch ist. Das katholische Deutschtum in Rumänien befindet sich aber in einem Auflösungsprozeß, der höchstwahrscheinlich den gänzlichen Exodus der Banater Schwaben zur Folge haben wird.

Die Leitung des St. Gerhards-Werkes mit Dienstsitz in Stuttgart obliegt dem Vorsitzenden Dipl.-Ing. Franz Wesinger und dem Geschäftsführer Rudolf Fath sowie dem Sprecher der Donauschwaben, Geistlicher Rat Andreas Straub.

Rußlanddeutsche – Deutsche aus Rußland – Aussiedler

Seit 1988 kommen sie in großen Zahlen aus der ehemaligen Sowjetunion, bis 1998 waren es 1,8 Millionen, darunter sind 400.000 Katholiken.

Zarin Katharina die Große lockte mit ihrem Manifest von 1763 viele Deutsche ins Russische Reich. So entstanden an der Wolga, in der Ukraine, auf der Krim und im Kaukasus 3.000 Kolonien. Von 1763-1768 wanderten 8.000 Familien aus Hessen, der Pfalz und Württemberg ins Wolgagebiet ein. Sie gründeten 104 Siedlungen, legten sie streng konfessionell an, 38 Siedlungen waren katholisch. Rußlanddeutsche siedelten in mehr als 50 Städten. In den Schwarzmeerraum kamen Deutsche vorwiegend aus Süddeutschland, 1914 waren es 546.290 Personen, davon 195.640 (35,8 %) katholisch.

1848 wurde für die katholischen Siedler eine eigene Diözese errichtet: Tiraspol, mit Sitz in Saratow, war zweimal so groß wie die Bundesrepublik. Im Jahre 1914 umfaßte die Diözese 350.000 römisch-katholische Gläubige, von denen 90 % Deutsche waren mit 100 Pfarreien und 179 Priestern. Der Druck der russischen Regierung im 1. Weltkrieg, Drangsale, Hungersnöte und die stalinistische Verfolgung, der viele Deutsche zum Opfer fielen, führten zur Auflösung des Bistums. Am 7. März 1998 feierten die Rußlanddeutschen in der Bundesrepublik den 150. Gründungstag ihrer ehemaligen Diözese.

Die deutschen Zuwanderer machten die Ukraine zur Kornkammer Europas. Trotzdem wurden sie als Fremdkörper angesehen und behandelt, was Ende des 19. Jahrhunderts viele Deutsche zur Auswanderung nach Übersee bewog. Die Rußlanddeutschen haben in zwei Weltkriegen gelitten: 1915 wurden Tausende nach Sibirien verschleppt, die meisten kamen während der Transporte um. 1937/38 wurden Tausende verhaftet, in Arbeitslagern zu Tode geschunden oder als „Volksfeinde“ hingerichtet. 1941, nach dem Überfall Hitlers auf die Sowjetunion, wurden 340.000 aus der Wolgarepublik nach Sibirien und Mittelasien deportiert. Zehntausende kamen ums Leben. 1943/44 folgten 350.000 der deutschen Wehrmacht beim Rückzug, die meisten wurden bei Kriegsende von den Russen gewaltsam nach Sibirien und Mittelasien zurückverschleppt.

Weil sie erst spät in die Heimat ihrer Vorfahren ausreisen durften, kommen sie in ein Deutschland, das viele politische, wirtschaftliche und soziale Probleme

hat und die Spätaussiedler als zusätzliche Belastung betrachtet. Jahre zuvor wäre ihre Integration leichter und reibungsloser verlaufen. Sie kommen, weil sie in den moslemischen Republiken dem Druck eines intoleranten Nationalismus und fanatisch-religiösen Fundamentalismus ausgesetzt sind. Sie wollen als Deutsche unter Deutschen und als Christen unter Christen leben. Sie wollen der Russifizierung und Assimilierung entfliehen und nicht länger wegen ihrer deutschen Herkunft diskriminiert werden, und sie vertrauen darauf, daß Deutschland gegenüber Menschen der eigenen Nationalität die fundamentalen Gesetze der Humanität respektiert.

Prälat Nicolaus Pieger, ehemaliger Generalvikar von Bischof Markus Glaser, dem Apostolischen Administrator von Odessa, begann 1946 mit der Betreuung der Rußlanddeutschen, die nach der Flucht in Deutschland blieben. Pfarrer Peter Macht führte diese Arbeit teils ehren-, teils hauptamtlich von 1977 bis 1988 weiter. Seit 1990 ist Pater Eugen Reinhardt SVD Leiter der Seelsorgestelle.

Das pastorale Anliegen ist, daß Aussiedler in den jeweiligen Pfarrgemeinden Heimat finden. Durch mehr Verständnis, Interesse und Geschichtsbewußtsein soll Fremdheit und „Anderssein“ überwunden werden. Wir werben in den Diözesen und Kirchengemeinden für mehr Hilfs- und Unterstützungsangebote. Gemeinsam mit den Beauftragten der Diözesen für Vertriebene und Aussiedler versuchen wir, den seelsorgerischen Anforderungen gerecht zu werden. Wir haben ein reichhaltiges zweisprachiges Angebot an biblischen, katechetischen und liturgischen Texten.

Unsere Seelsorgestelle ist vertreten bei Tagungen, Konferenzen, Wallfahrten für Aussiedler etc. Wir haben ein gutes Verhältnis zu der „Landsmannschaft der Deutschen aus Rußland“ und stehen in Verbindung mit ehrenamtlichen Helfern in der Aussiedlerarbeit. Wir haben eine Wanderausstellung, bestehend aus 30 Tafeln (1 m x 2 m), mit dem Titel: „Katholische Aussiedler unter uns – Ausstellung zur Geschichte der Deutschen in Rußland“. Wir wollen Antwort geben auf die Frage: Wer sind sie, woher kommen sie, warum kommen sie, kommen sie als Christen, ist ihr Weg auch wirklich beendet? Wir wollen dazu beitragen, Geschichtskennntnisse zu vermitteln, Vorurteile abzubauen, Toleranz, Sensibilität, Geduld und Einfühlungsvermögen auf allen Seiten zu wecken. In den nächsten Jahren wird die Ausstellung durch alle Diözesen wandern, nachdem wir bereits ermutigende Anfangsergebnisse erzielen konnten. Auch planen wir, bald im Internet vertreten zu sein.

Jahrzehntelange Unterdrückung und Verfolgung durch ein atheistisches System, das Gott für tot erklärte, hinterließen tiefe Spuren. Wer diesen Deutschen gerecht werden will, darf ihre Geschichte und die „deutsche Schuld“ nicht au-

ßer acht lassen, die ihnen aufgebürdet wurde, ohne daß sie persönlich schuldig wurden.

Sudetendeutsche

Bis zur Vertreibung fast aller Deutschen lebten drei Millionen sudetendeutsche Katholiken in der Tschechoslowakei in den Landesteilen Böhmen, Mähren und Schlesien sowie 100.000 karpatendeutsche Katholiken in der Slowakei. Die Sudetendeutschen waren zu über 90 % katholisch. Bei den Karpatendeutschen machten die Katholiken zwei Drittel der Volksgruppe aus. Kirchlich gehörten die Sudetendeutschen in Böhmen zu der Erzdiözese Prag (gegründet 973) und den Suffraganbistümern Leitmeritz (1655), Königgrätz (1664) und Budweis (1785). Zur Mährischen Kirchenprovinz gehörte außer dem Erzbistum Olmütz (1063) das Bistum Brünn (1777). In Nordmähren-Schlesien erstreckte sich die Erzdiözese Breslau mit zwei Kommissariaten auf tschechoslowakisches Gebiet.

Die alten Kronländer Böhmen, Mähren sowie Österreich-Schlesien gehörten bis 1866 zum Deutschen Bund, die Slowakei gehörte zum Königreich Ungarn der Stephanskronen. Unter den Diözesen Böhmens hatte Leitmeritz den größten Anteil von Deutschen, nämlich 75,28 % der Katholiken, während der Anteil der Deutschen an der Gesamtbevölkerung nur 63,93 % betrug. Dies hing wie auch in den übrigen Bistümern Böhmens und Mährens mit den gewaltigen Verlusten zusammen, die nach dem Ersten Weltkrieg die katholische Kirche unter den Tschechen durch die Gründung der Tschechoslowakischen Nationalkirche hinnehmen mußte. Im Erzbistum Prag machten nach der Volkszählung von 1930 die Deutschen 33,08 % der Katholiken, aber nur 25,39 % der Bevölkerung aus, in der Diözese Königgrätz 21,22 % bzw. 15,32 %, im Bistum Budweis 23,73 % bzw. 21,75 %.

Auch in der Mährischen Kirchenprovinz war der Prozentsatz der Katholiken an der Gläubigenzahl etwas höher als an der Gesamtbevölkerung. In der Erzdiözese Olmütz betrug er (ohne das preußische, auf Deutschem Reichsgebiet liegende Archipresbyterat Katscher) im Jahre 1930 29,13 % bzw. 27,07 %. Im südmährischen Bistum Brünn waren es 18,30 % bzw. 17,19 %.

Deutsche Gerichtsbezirke mit den höchsten Katholikenzahlen waren z. B. Duppau (99,08 %), Buchau (98 %), Petschau (98,45 %), Tepl (99,22 %), Tachau (98,8 %), Mies (97,23 %), Oberplan (99,37 %) oder Hohenfurth (98,83 %).

Die Priesterausbildung erfolgte auf der Theologischen Fakultät der Deutschen Universität Prag und an der Theologischen Fakultät Olmütz sowie an den Theologischen Hochschulen und Priesterseminaren in Leitmeritz, Königgrätz, Budweis, Brünn und Weidenau (für Breslau). Von den 1.430 Theologiestudierenden 1933/34 in der Tschechoslowakei waren 594 Tschechen und 372 Deutsche, ferner 354 Slowaken, dazu Ungarn, Polen und Ruthenen. In Böhmen war die Anzahl deutscher Theologiestudenten höher als die der tschechischen. An Priesternachwuchswerken gab es deutsche Knabenseminare in Mariaschein und Duppau, dazu Konvikte in Mies und Freudenthal.

Vor der Vertreibung waren auch über 700 deutsche Ordensmänner und über 3.000 deutsche Ordensfrauen in den Sudetenländern tätig. Große Klöster wie das Stift Braunau der Benediktiner, Stift Tepl (Prämonstratenser) und die Klöster Osek und Hohenfurt (Zisterzienser) waren deutsch. Franziskaner und Kapuziner hatten eigene deutsche Kommissariate, die Redemptoristen eine sudetendeutsche Vizeprovinz. Außerdem gab es deutsche Kreuzherren, Dominikaner, Minoriten, Augustiner, Serviten, Patres und Brüder des Deutschen Ordens u. a. Unter den weiblichen Orden waren am stärksten die Egerer Kreuzschwestern, die Deutschordensschwestern, die Armen Schulschwestern und die Ursulinen. Das katholische deutsche Vereinswesen war sehr gut ausgebaut (Volksvereine, Volksbund, Frauenbund, Jugendverbände, Lehrervereine u. a.). Alle Diözesen hatten große deutsche Wallfahrtsorte, von denen Philippsdorf, Grulich, Mariaschein und Maria Kulm die bekanntesten waren.

In der Zeit des Nationalsozialismus litten auch die sudetendeutschen Katholiken schwer. Die bischöfliche Residenz in Leitmeritz wurde beschlagnahmt, Klöster aufgehoben und alle kirchlichen Schulen enteignet. 108 Priester wurden inhaftiert, mehr als 30 starben im KZ. Die antikirchlichen Maßnahmen waren besonders hart, da das Reichskonkordat von 1933 trotz des Anschlusses des Sudetenlandes 1938 dort keine Gültigkeit hatte.

Die Vertreibung 1945 erfaßte drei Millionen Katholiken, 1.600 Priester und 2.800 Schwestern. Ganze Dekanate und Pfarreien wurden pastorale Ruinenfelder, da es nur wenige tschechische Neuansiedler gab, die kirchlich gesonnen waren. So ist heute der Prozentsatz von Katholiken in Tschechien im ehemaligen deutschen Gebiet am niedrigsten (Nordböhmen, Egerland).

Nach der Vertreibung waren es meist die Heimatpriester, die ihre Pfarrgemeinden suchten und sammelten. Aus den einfachen Weihnachtsbriefen der Pfarrer der alten Heimat an ihre Pfarrkinder in der Vertreibung entstanden Heimatblätter. Der deutsche Bischof von Leitmeritz, Anton Weber, war noch in der alten Heimat gestorben, der deutsche Weihbischof von Prag, Johannes Remiger, der

nach Bayern vertrieben wurde, besaß keine Jurisdiktion. Die Sudetendeutsche Vertriebenenseelsorge hatte seit 1945 ihr Zentrum in München und seit 1946 in Königstein. Neben den Hunderten von Rucksackpriestern und Flüchtlingspfarrern sind vor allem Namen wie Pater Paulus Sladek, P. Augustin Reimann und Prälat Adolf Kindermann zu nennen.

Die Zahl der sudetendeutschen Priester in Deutschland betrug 1962 insgesamt 1.022, dazu kamen 313 sudetendeutsche Priester im Ausland, vor allem in Österreich und in den Missionen. Dazu kamen 382 Ordenspriester. Bereits 1946 entstand die Ackermannsgemeinde als Laienorganisation, aber mit geistlichen Beiräten. 1947 wurde das Sudetendeutsche Priesterwerk gegründet.

Während die deutschen Katholiken aus dem Gebiet des Deutschen Reiches ihre Oberhirten hatten, denen zunächst Kapitelsvikare, dann Apostolische Visitatoren folgten, erhielten die Sudetendeutschen nur einen Beauftragten der Deutschen Bischofskonferenz für die sudetendeutschen kirchlichen Belange. Dies war seit 1959 Prälat Dr. Adolf Kindermann (bis 1974), der seit 1966 Weihbischof war, dann Prälat Dr. Karl Reiß (bis 1975), Prälat Dr. Karl Braunstein (bis 1992) und schließlich P. Norbert Schlegel.

Karpatendeutsche

Die Heimat der Karpatendeutschen ist die heutige Slowakische Republik.

Bis zu ihrer Vertreibung lebten sie in der Slowakei in drei Sprachinseln: Im Südwesten der Slowakei befindet sich die sogenannte PRESSBURGER SPRACHINSEL (Preßburg-Bratislava). In der Mittelslowakei, um die Städte Kremnitz und Deutschproben, befindet sich das HAUERLAND, und unter der Hohen Tatra, im Nordosten der Slowakei, liegt die älteste der deutschen Sprachinseln – die ZIPS.

Die Ansiedlung der Deutschen in der Slowakei, besonders die der ZIPS, geht auf den ungarischen König Géza II. (1141-1162) und die zweite Welle nach dem Tatareneinfall (1241-1243) auf König Béla IV. zurück.

Das Herkunftsgebiet der „Zipser Sachsen“, wie sie zur Unterscheidung der Siebenbürger Sachsen genannt werden, kann nur angenommen werden. Es erstreckte sich wahrscheinlich vom Ober- bis zum Niederrhein.

Die deutschen Siedler, die durch die ungarischen Könige und einige Fürstenhäuser ins Land gerufen wurden, wurden von den ungarischen Königen mit zahlreichen Privilegien ausgestattet. Rechtsgrundlage war der „Sachsenspiegel“. Mittelpunkt des Zipser Deutschtums war (Leutschau/Levoca). In der Ja-

kobskirche befindet sich der höchste gotische Flügelaltar der Welt. Am Marienberg in Leutschau findet die größte Wallfahrt der Slowakei statt.

Die deutschen Siedler nahmen auch ihre Priester aus Deutschland mit in die neue Heimat. Wie sie auf dem Gebiet des bürgerlichen Lebens ein eigenständiges Leben führten, so bemühten sie sich auch auf kirchlichem Gebiet um Eigenständigkeit. Bereits im Jahre 1198 wurde auf dem Martinsberg bei Kirchdrauf eine Probstei gegründet. Viele Zipser Pröpste waren Berater der ungarischen Könige. Diese Probstei wurde im Jahre 1776 zum Bistum erhoben.

Nach dem Österreich-Ungarischen Ausgleich im Jahre 1867 litten die Deutschen in Ungarn unter einer starken Madjarisierungswelle, die ihren Höhepunkt im Jahre 1895 mit der Schließung aller deutschen Schulen fand.

Der Erste Weltkrieg brachte eine große Veränderung: Mit der Gründung der Tschecho-Slowakischen Republik im Jahre 1918 erfuhr auch das Deutschtum in der Slowakei eine grundlegende Veränderung: Es wurden wieder deutsche Schulen zugelassen, und in Ermangelung deutscher Lehrer kamen sudetendeutsche Lehrer in die Slowakei. Damit begannen Kontakte zwischen Karpaten- und Sudetendeutschen, die sich auf das deutsche Volkstum vorteilhaft auswirkten. Dieser Zustand wehrte aber nur 20 Jahre lang. Mit der Zerschlagung der Tschecho-Slowakischen Republik wurde die Slowakei erstmals in ihrer Geschichte ein selbstständiger Staat.

Der Zweite Weltkrieg brachte die Vertreibung der Deutschen auch aus der Slowakei. Eine 800jährige ruhmreiche Geschichte fand ihr jähes Ende.

Die über das ganze Gebiet von Restdeutschland verstreuten Karpatendeutschen sammelten sich. Am 15. Oktober 1948 gründete Pfarrer Jakob Bauer den „Hilfsbund Karpatendeutscher Katholiken“, den Pfarrer Steinhübel im Jahre 1948 als eingetragenen Verein etablierte. Der Hilfsbund bietet eine Reihe religiös-kultureller Veranstaltungen an, die über das ganze Jahr verteilt sind.

Erster Sprecher der karpatendeutschen Katholiken war Pfr. Msgr. Josef Pöss. Ihm folgte Pfarrer GR Josef Maday. Am 5. Mai 1988 wurde durch den Beauftragten der Deutschen Bischofskonferenz, Weihbischof G. Pieschl, mit Zustimmung des Bischofs von Rottenburg-Stuttgart Pfarrer Msgr. GR Ernst Tatarko in dieses Amt berufen.

Ein besonderes Merkmal der Karpatendeutschen sind die guten Beziehungen zu den Slowaken in der alten Heimat. Unsere Veranstaltungen hier in der Bundesrepublik werden auch von kirchlichen Würdenträgern und Delegierten der Slowakischen Regierung besucht. Die Karpatendeutschen bilden eine wichtige Brückenfunktion zwischen West und Ost.

Die Vertriebenenbischöfe

- 1946 Bischof Maximilian Kaller (Ermland)
Päpstlicher Sonderbeauftragter für die heimatvertriebenen Deutschen
- 1947 Kardinal Josef Frings (Köln)
Hoher Protektor des gesamten Flüchtlingsproblems
- 1947 Bischof Ferdinand Dirichs (Limburg)
Päpstlicher Beauftragter für die Seelsorge von Heimatvertriebenen
- 1948 Prälat nullius Dr. Franz Hartz (Schneidemühl)
Beauftragter für die Vertriebenen-seelsorge
- 1953 Bischof Dr. Julius Döpfner (Würzburg)
- 1957 Bischof Heinrich Maria Janssen (Hildesheim)
Beauftragter für die Vertriebenen- und Flüchtlingsseelsorge
- seit Weihbischof Gerhard Pieschl (Limburg)
- 1983 Beauftragter der Deutschen Bischofskonferenz für die
Katholische Flüchtlings-, Vertriebenen- und Aussiedlerseelsorge

Liste der Visitatoren und Beauftragten

Branitz

- bis 1947 Weihbischof Josef Martin Nathan
- 1947–1955 Kanonikus Emil Komarek
- 1955–1962 Großdechant Dr. Franz Monse (Glatz)
- 1963–1983 Kan. Visitator Prälat Eduard Beigel
- seit 1983 Prälat Dr. Wolfgang Grocholl

Breslau

- 1945–1964 Kapitelsvikar Dr. Ferdinand Piontek (Görlitz)
- 1964–1972 Prälat Oskar Golombeck
Sprecher der vertriebenen Priester der Erzdiözese Breslau in den
Diözesen der Bundesrepublik Deutschland
- 1972–1982 Apostolischer Protonotar Prälat Hubert Thienel
Apostolischer Visitator für die Priester und Gläubigen aus dem
Bistum Breslau
- seit 1982 Apostolischer Visitator Prälat Winfried König

Ermland

- bis 1947 Bischof Maximilian Kaller
- 1947–1957 Kapitelsvikar Prälat Arthur Kather
- 1957–1975 Kapitelsvikar Prälat Paul Hoppe
- 1975–1998 Apostolischer Visitator Prälat Johannes Schwalke

Glatz

- bis 1962 Großdechant Dr. Franz Monse
1962–1977 Großdechant Leo Christoph
1977–1983 Großdechant Paul Sommer
seit 1983 Kanonischer Visitator Großdechant Franz Jung

Schneidemühl

- bis 1953 Prälat nullius Dr. Franz Hartz
1953–1964 Kapitularkvikar Prälat Ludwig Polzin
1964–1972 Kapitularkvikar Prälat Wilhelm Volkmann
1972–1982 Apostolischer Visitator Prälat Paul Snowadzki
1982–1997 Apostolischer Visitator Prälat Dr. Wolfgang Klemp

Danzig

- bis 1964 Bischof Dr. Karl Maria Splett
1964–1968 Apostolischer Visitator Dr. Anton Behrendt
1968–1986 Apostolischer Visitator Prof. Dr. Franz-Josef Wothe
seit 1986 Apostolischer Visitator Johannes Bieler

Donauschwaben

- bis 1991 Prälat Josef Haltmayer, Sprecher der Katholiken aus der Volksgruppe der Donauschwaben
1991–1992 Pfarrer Martin Roos
seit 1993 Schulpfarrer Geistl. Rat Andreas Straub

Karpartendeutsche

- bis 1973 Dekan Josef Pöss
1973–1983 Pfarrer Josef Maday
seit 1983 Msgr. Ernst Tatarko

Rußlanddeutsche

- 1977–1988 Pfarrer Peter Macht
seit 1990 Pater Eugen Reinhardt SVD

Sudetendeutsche

- 1959–1974 Prälat Prof. Dr. Karl Kindermann
(seit 1966 Weihbischof in Hildesheim)
1974–1985 Apostolischer Protonotar Prälat Dr. Karl Reiß
1986–1992 Prälat Prof. Dr. Karl Braunstein
1992–1993 Pfarrer Friedrich Berger
seit 1993 Pater Norbert Schlegel Opraem.

Statistische Angaben:

Deutsche Vertriebene insgesamt:

Ostgebiete des Deutschen Reiches in den Grenzen von 1937	6.987.000
Freie Stadt Danzig	305.000
Polen	1.405.000
Tschechoslowakei	3.055.000
Baltische Staaten	72.000
Ungarn	210.000
Rumänien	133.000
Jugoslawien	283.000
<i>insgesamt</i>	<i>12.450.000</i>

Dazu kommen über eine Million Kriegsverluste dieser Bevölkerungsgruppen und bis 1950 über 2 Millionen Tote, die bei der Vertreibung selbst umkamen.

Anteil der Katholiken unter den deutschen Heimatvertriebenen:

Deutsche Ostgebiete	29,9 %
davon Ostpreußen	15,8 %
Pommern	7,2 %
Brandenburg	9,6 %
Niederschlesien	30,0 %
Oberschlesien	89,1 %
Freie Stadt Danzig	38,7 %
Polen	38,1 %
davon Posen-Pommerenken	23,3 %
Oberschlesien	85,4 %
Mittelpolen	7,2 %
Ostpolen	1,5 %
Gallizien	51,4 %
Tschechoslowakei	91,2 %
davon Böhmen-Mähren-Schlesien	91,1 %
Slowakei	70,8 %

Baltische Staaten	3,2 %
davon Estland	–
Lettland	3,2 %
Litauen	1,9 %
– Memelgebiet	4,2 %
Sowjetunion	18,2 %
Ungarn	82,0 %
Rumänien	42,2 %
Jugoslawien	77,4 %
<i>insgesamt</i>	44,9 %

Zahl der heimatvertriebenen Priester im Bundesgebiet (einschließlich Berlin-West) im Jahre 1969

In dieser Zahl sind die nach 1945 vertriebenen Weltpriester enthalten und die nach dem Krieg zum Priester geweihten ostdeutschen Theologen. Dieses Stichjahr wird genommen, weil nach diesem Zeitpunkt bereits in der Vertreibung geborene Priester, die ostdeutsche Eltern haben, schwerer erfaßbar sind.

Ermland	246
Danzig	73
Schneidemühl	74
Breslau	1056
Glatz	111
Branitz	44
Sudetendeutsche Diözesen	828
Südostdeutsche Diözesen	152

Dazu kommen 81 Weltpriester aus anderen Diözesen des Ostens (Kulm, Katowitz usw.) und 462 Priester im Gebiet der damaligen DDR.

Vertriebene Ordenspriester gab es 1969	
im Bundesgebiet	698
in der DDR	88

Bibliographie (in Auswahl)

Die Auswahl an Literatur zum Thema Vertreibung ist sehr groß.

Eine Zusammenfassung der Literatur bis 1989 bietet:

Gertrud Krallert-Sattler: Kommentierte Bibliographie zum Flüchtlings- und Vertriebenenproblem in der Bundesrepublik Deutschland, in Österreich und in der Schweiz (= Abhandlungen zu Flüchtlingsfragen Vol. XX). München-Wien 1989.

Der über 900 Seiten umfassende Band wird ergänzt durch die Angaben bei:

Wilfried Schlau: Die Ostdeutschen – eine dokumentarische Bilanz 1945-1995 (= Band 12 der Studienbuchreihe der Stiftung Ostdeutscher Kulturrat), München 1996. Seite 183–279.

Unentbehrlich zum Thema von Umsiedlungen und Vertreibungen in Ost(mittel)europa sind die vier Bände des Werkes „*Menschen und Grenzen*“ von Alfred Bohmann:

Alfred Bohmann: Strukturwandel der deutschen Bevölkerung im polnischen Staats- und Verwaltungsbereich (= Menschen und Grenzen 1). Köln 1969.

Alfred Bohmann: Bevölkerung und Nationalitäten in Südosteuropa (= Menschen und Grenzen 2). Köln 1969.

Alfred Bohmann: Strukturwandel der deutschen Bevölkerung im sowjetischen Staats- und Verwaltungsbereich (= Menschen und Grenzen 3). Köln 1970.

Alfred Bohmann: Bevölkerung und Nationalitäten in der Tschechoslowakei (= Menschen und Grenzen 4). Köln 1975.

Außerdem:

Über einzelne Vertreibungsgebiete haben die jeweiligen Landsmannschaften (aber auch der Bund der Vertriebenen in Bonn mit seinen Kulturellen Arbeitsheften) informatives Schrifttum herausgegeben.

Zum Thema „Kirche und Vertreibung“ hat für die katholischen Vertriebenen Franz Lorenz eine Dokumentation „*Schicksal Vertreibung. Aufbruch aus dem Glauben*“ erstellt (Köln 1980).

Gedruckte Verzeichnisse aller vertriebenen katholischen Ostdeutschen Priester sind 1947, 1949, 1951, 1954, 1960, 1969, 1978 und 1988 in Königstein erschienen (Ostdeutscher Sematismus). Weitere Literaturangaben über die Heimat-Gebiete der einzelnen Visitatoren sind bei den Arbeitsstellen der einzelnen Visitatoren zu erhalten.

Weitere Literatur:

Kirche im Dienst der Schlesischen Menschen; Schriftenreihe der Apostolischen Visitatur Breslau, Münster.

Arbeiten zur schlesischen Kirchengeschichte, Thorbecke Verlag, Sigmaringen.

Das Glatzer Land – ein Reiseführer zu Landschaft, Kunst und Kultur mit deutsch/polnischen Ortsnamen von Peter Güttler, Johannes Güttler und Johannes Tondera 1995.

Die Freie Prälatur Schneidemühl – ihre Entstehung und weitere Entwicklung, von Hans Schmauch.

Geschichte des kirchlichen Lebens, Band I, von Erwin Gatz.

Rudolf Grulich: Ethnische Säuberungen und Vertreibung als Mittel der Politik im 20. Jahrhundert. INTEREG, München 1999.

Joseph Schnurr: Die Kirche und das religiöse Leben der Rußlanddeutschen. Katholischer Teil. Selbstverlag Stuttgart 1980.

Von Bischof Dr. Karl Lehmann benutzte Literatur:

Scholz, F.: Wächter, wie tief die Nacht? Görlitzer Tagebuch, 1945, 1956, Eltville 1984, Berlin 1990.

Schicksal – Vertreibung. Aufbruch aus dem Glauben. Dokumente und Selbstzeugnisse vom religiösen, geistigen und kulturellen Ringen. Im Auftrag der Arbeitsgemeinschaft der katholischen Vertriebenen-Organisationen herausgegeben von F. Lorenz, Köln 1980.

Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa, in Verbindung mit Adolf Diestelkamp, Rudolf Laun, Peter Rassow (ab Band I/3 auch Werner Conze) bearb. von Theodor Schieder, hrsg. vom Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte. 5 Bände, 3 Beihefte. Bonn 1953-1961. Unveränd. Nachdruck München 1984.

Kuhn, E.: Nicht Rache, nicht Vergeltung. Die deutschen Vertriebenen, München 1987, 2. Auflage 1988.

Sladek, P.: Not ist Anruf Gottes. Aus Veröffentlichungen, Rundschreiben, Predigten und Briefen. Dokumente zur Geschichte der Vertriebenenseelsorge, herausgegeben von R. Ohlbaum, München/Königstein 1991.

Der globale Marsch. Flucht und Migration als Weltproblem, herausgegeben von P. J. Opitz, Beck'sche Reihe 1210, München 1997.

Unsere geliebten Söhne und
Töchter, die unter so leidvollen
Umständen ihre Heimat verlassen
mussten, ermahnen Wir, nicht
wankend zu werden im Vertrauen
auf Gott, der in seiner Allmacht
und Liebe auch das Schwerste zum
Besten zu lenken vermag, und er-
teilen ihnen als Unterpfand der
überreichen Erbarmungen des Er-
löserherzens in väterlicher Teil-
nahme den Apostolischen Segen.

Aus dem Vatikan, 29. Juni 1946

Pius pp. XII

„ . . . Nicht unerwähnt sei in diesem Zusammenhang, daß es nicht nur Männer und Frauen aus den östlichen Teilen Deutschlands sind, die in die Kirche ihre Hoffnung setzen, sondern auch Menschen, die aus weiten östlichen Gebieten des ehemaligen sowjetischen Machtbereiches stammen und die in Eurem Land eine neue Heimat suchen. Bei aller emotionalen Fremdheit, die sich diesen Aussiedlern bei der Ankunft in Deutschland aufzutut, suchen viele Familien zuerst den Kontakt zur Kirche und bitten oft auch um die Taufe, um auch ganz zu den Gemeinden gehören zu können. Häufig ist mit der Suche nach äußerer neuer Beheimatung und innerer Geborgenheit die noch tiefere Freude und Dankbarkeit verbunden, nach Jahren unmenschlicher und glaubensfeindlicher Unterdrückung endlich den oft nur sehr rudimentär ererbten Glauben der Vorfahren in Freiheit leben zu können. Wo Aussiedler um den Empfang der Sakramente der Kirche bitten, wird dieser Wunsch auch für die Pfarreien selber zum Geschenk, wenn sie sich dafür zu öffnen vermögen und dadurch leibhaftig vermitteln, daß Gott in seiner Kirche allen Heimatrecht schenkt, die ihn gläubigen Herzens suchen . . .“

*Aus der Ansprache des Papstes Johannes Paul II.
an die Mitglieder der Deutschen Bischofskonferenz am
22. Juni 1996 in Paderborn*